EINES KÖNIGS WITZE

"Dieser dürre Ast hat mich lange genug geärgert!"

Furchtbar

"Gestatten Sie, dass ich Ihnen meinen Arm anbiete, gnädiges Fräulein?"

"Danke! Ich habe heute abend schon drei Herren den Arm abgeschlagen!"

Im Restaurant

Gast' "An der Gabel, die Sie mir gebracht haben, fehlt ja eine Zinke!"

Kellner: "Sie denken wohl wunders, wie gross das Beefsteak ausfallen wird, das Sie bestellt haben!"

Unterschied

"Sie haben sich mit der Tochter des Sekretärs Lehmann verlobt?"

"Ich bin da ein und aus gegangen."

"Ich bin nur eingegangen."

Berechnung

"Du willst diesen alten Mann heiraten und den Rest deines Lebens mit ihm verbringen?"

"O nein, nur den Rest seines Lebens."

Der Aermste

"Mutti, kann ich nicht heute mal zu Hause bleiben? Ich fühle mich nicht wohl."

"Natürlich, armes Kerlchen, wo fühlst du dich denn nicht wohl?"

"In der Klasse!"

Genügsam

Aeltliche, wenig anziehende Dame in einer Abendgesellschaft zu einem jungen Mann: "Sie werden mich zu Tisch führen. Hoffentlich wird es Ihnen nicht unangenehm sein."

"Durchaus nicht. Ich bin sehr anspruchslos."

Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, der sich gern den Geistreichen nennen hörte und sein grosses Vergnügen an berliner Redensarten und Spöttereien hatte, besass eine grosse Neigung, selbst oft recht billige Witze zu machen. Selbst den Oberkonsistorialrat und Hofprediger Strauss, der wichtige Entscheidungen des Königs beeinflusste, neckte er einmal.

Als er ihn zum Hofprediger ernannt hatte, rief der König Alexander von Humboldt zu: "Ein naturhistorisches Kunststück, das du mir doch nicht nachmachen kannst! Ich habe einen Strauss zum Dompfaffen gemacht."

•

Als Kronprinz wurde er der Mittelpunkt des Hoflebens. Man erzählte, wie er bei einer Hoftafel verspätet, den in solchen Dingen nervösen König mit einer Lieblingsredensart des Maurerpoliers Kluck aus Angelys "Fest der Handwerker" angesprochen habe: "Meester, dadrum keene Feindschaft nich", worauf der König mit einem anderen Zitat des Stücks geantwortet habe:

"Na det weest de doch, Willem, ick bin allemal derjenige, welcher." —

•

Als die Rätselmode an der Tagesordnung war, gab er dem Minister Kleewitz, den er nicht recht leiden mochte, folgendes Rätsel auf:

"Mein erstes frisst das Vieh, das zweite habe ich nie; mein Ganzes alle Tage — wird's mehr des Landes Plage".

Auf Kleewitz' Beschwerde beim König sollte der Kronprinz in Arrest geschickt werden, redete sich aber sehr geschickt heraus, er habe "Heuschreck" gemeint.

•

Friedrich Wilhelm IV. hatte die Gabe, allen Dingen die freundlichste Seite abzugewinnen. Es war für den Begleiter nicht immer leicht, den schrecklichen Ernst zu bewahren, z. B. wenn ein Schulmeister an der Spitze einer Kinderschar eine ebenso lange als langweilige Rede hielt, die der König gutmütig und geduldig mit anhörte, bis ein Esel auf dem Felde laut schrie und der König dann leise dem Adjutanten ins Ohr sagte:

"Stille, stille, immer hübsch einer nach dem andern."

•

Einst wollte der Bürgermeister einer kleinen Stadt den König, der selber ein guter Redner war, mit einer glänzenden Rede begrüssen.

"5000 Bürger", begann er. — Kunstpause.

"5000 Bürger". — Abermalige Kunstpause. —

"Grüssen Sie bitte die 5000 Bürger von mir, aber jeden einzeln", rief der König und fuhr weiter.

•

In Trier kredenzte man ihm einen Becher Wein mit der Versicherung, dass die Gesinnungen an der Mosel so lauter und so rein wie dieser Wein seien.

"Ist doch kein Achtundvierziger?" erwiderte der König gut gelaunt.

•

Der Hofschlächter Raabe in Potsdam, der Weihnachten den König mit einem Paket feinster Würste bedacht hatte, erhielt als Gegengabe eine in Form einer Wurst gearbeitete goldene Dose, auf deren Deckel die Worte eingraviert waren: "Wurst wider Wurst".

•

Als der König August von Hannover, der ihm wenig sympathisch war, abreiste, gab er mit verständnisvollem Lächeln die Parole aus:

"Oxford". —

•

Eine Gesellschaft veranstaltete einst eine ernste Musikaufführung von Dilettanten in der Friedrichskirche zu milden Zwecken gegen Eintrittsgeld. Friedrich Wilhelm IV. und Königin Elisabeth besuchten die Aufführung und spendeten beim Ausgang viel Gold in die Hüte der einsammelnden Komiteemitglieder. Als die Königin darunter den Gartendirektor Lenné erkannte, fragte sie teilnahmsvoll:

"Nahmen Sie viel ein?"

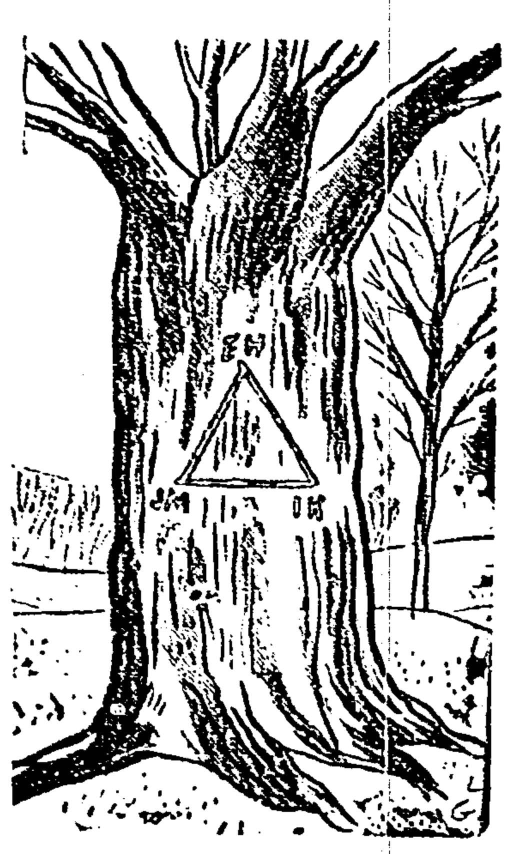
"Bis jetzt nur Bitterwasser, Euer Majestät", antwortete mit einem kläglichen Gesicht der stets mit seiner Gesundheit beschäftigte Hypochonder.

Der König lachte laut — und machte aus dieser Antwort einen viel erzählten Witz.

•

Bunte, mit Orden behängte Uniformen waren dem König nicht angenehm. Herrn von Nagler, der sich als Oberpostmeister in einer golddgestickten Uniform vorstellte, empfing er mit den Worten:

"Mein Gott, aus welcher Bronzefabrik kommen Sie denn her?"



Ich schnitt es gern....

Kleinbahn

Der Führer einer Kleinbahn gestattet seinem Freund, dem Landbriefträger, unterwegs auf die Lokomotive aufzusteigen:

"Johann, steig ein!"

"Nein", sagte der Briefträger, "heute geht's nicht, heute habe ich einen Eilbrief."

Offen gesagt

"Offen gesagt, Herr Meyer, ich möchte Sie nicht gern als meinen Schwiegersohn sehen!"

"Keine Angst, gnädige Frau, ich habe ohnedies die Absicht, mich im Falle meiner Eheschliessung möglichst weit weg versetzen zu lassen."

Verdächtig

Ein Verbrecher zum anderen: "Und wie hat die Polizei herausgekriegt, dass du Frauenkleidung trugst?"

"Ich bin bei einer Spiegelscheibe vorbeigegangen, ohne hineinzusehen . . ."

Die richtige Diagnose

"Ihr Herz ist ganz gesund, mein Herr. Mit solch einem Herzen können Sie siebzig Jahre alt werden!"

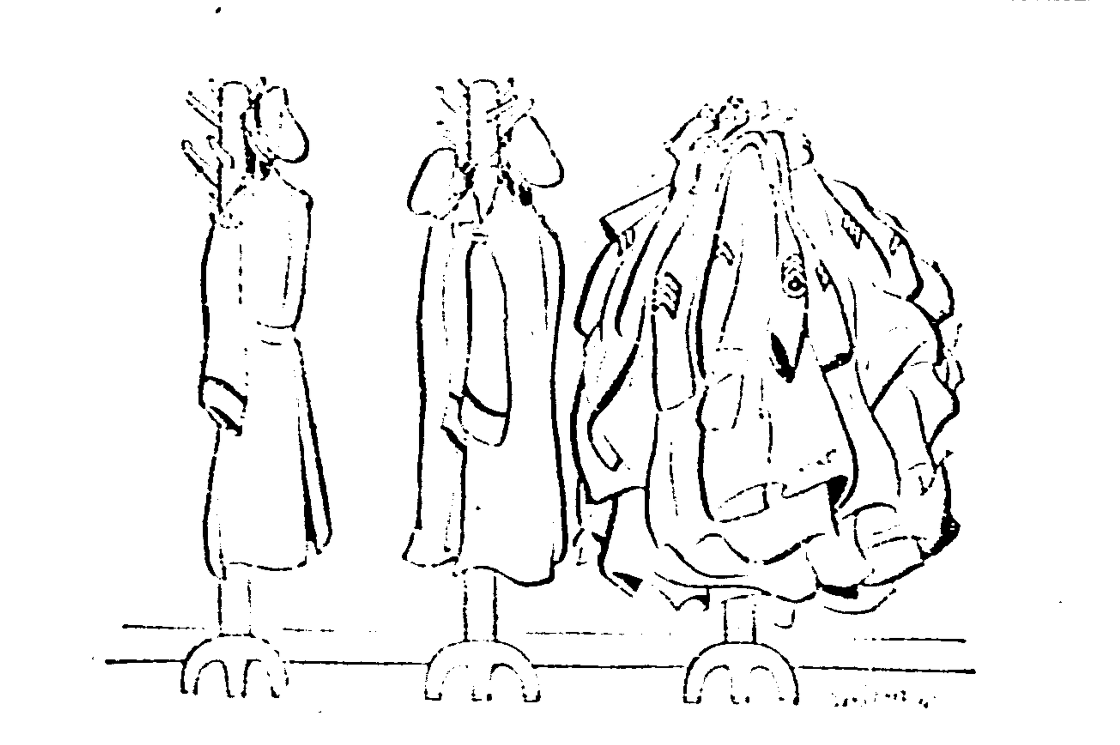
"Aber ich bin ja siebzig!"

"Na, sehen Sie, habe ich es Ihnen nicht gesagt!"

Zeitrechnung

"Lola braucht doch zu allem furchtbar lange."

"Freilich — sie hat dreissig Jahre gebraucht, um dreiundzwanzig zu werden."



Rangordnung.

Schwerer Dienst.

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 23. Juni — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1523 XL. Jahrg.

Soneit von der Versuchung

Von Jesse Thor

Da liegst du wieder einmal schnaufend in der finstren Kammer,
und deckst dich mit Papier und deinem alten Lodenmantel zu,
und träumst von Butterblumen, Sonnenglast und Siebenmeilenschuh:
du Haderlump, du Drecksack, du verfluchter Wanzenhammer.

Es wäre besser, wenn du endlich einmal anders träumst:
der Mensch ist so — und so die Gegenwart, das Weltgefüge,
eh du in deinem Zorne und gerechtem Eifer wieder überschäumst
und mit der Dummheit haderst und der ekelhaften Lüge.

Dann ständest du vom Flammenschein des Morgens überrötet,
und würdest nicht mehr fragen, was dein wundes Herz beklagt:
bist du der nächste Tote, oder bist es du, der wieder tötet?

So aber geistern durch dein Herz nur Sturmgesang und Fieberbrände.
Du siehst sie alle, die verletzt sind und getreten und gejagt.
Und weinend streichelst du und zärtlich ihre guten Hände.

ZUR BEDEUTUNG DER JAZZ-MUSIK

VON HANS GANS

"Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein, meine Brüder, ist unsere Erbsünde." F. Nietzsche.

Zu den hoffnungsvollen Ueberresten der kulturellen Internationale einer sorgenfreieren Zeit darf man mit gewissen Einschränkungen auch den Jazz rechnen. Viele Musikkenner oder Musikgläubige verachten ihn vielleicht nur deshalb, weil sie seine Macht durch den Filter eigener Vorurteile gar nicht spüren können.

Vor einigen Jahren hat uns ein farbiger Zeichenfilm aus den USA die komische Schlacht zwischen Sinfonieorchester und Jazzband überzeugend vor Augen und Ohren geführt. Dieser musikalische Kulturkampf will durchaus ernst genommen werden, denn die grossen Jazzbands mit ihren schöpferischen Dirigenten erreichen in ihrer besonderen technischen Vollkommenheit manche Sinfonieorchester der Grosstädte. Jazz bleibt immer ein Tanzstück. Er ist nicht nur der Gesellschaftstanz von mondäner bis primitiver Gestalt aller sozialen Schichten Nordamerikas geworden, sondern hat seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts auch andere Kontinente langsam erobert. In den Vereinigten Staaten werden auch Jazz-Konzerte für mehrere tausend Zuhörer im Freien abgehalten. Das Orchester sitzt in einem Muschelpavillon, Lautsprecher sind über die Massen verteilt.

Jede der Rassen, die sich zum nordamerikanischen Volke allmählich zusammenschmolzen, hatte aus ihrer alten Heimat ihre besonderen musikalischen Erbgüter mitgebracht. Diese wirkten hier aber als Nachklänge einer "alten Welt". Sie gingen wohl teilweise motivisch in die wertvolle Kunstmusik ein, blieben aber dem Volk auf dem neuen Boden wesensfremd. Anders bei den Negersklaven, die einst von Afrika nach der französischen Besitzung Louisiana verfrachtet worden waren. Ihr allzu weiter Abstand von der herrschenden Gesellschaft isolierte ihre ererbten Musikinstinkte vollkommen. Von allen Zugewanderten hatten sie auch später am wenigsten Kontakt mit der intellektuellen Entwicklung der Weissen. Ein Naturvolk wird unter den technisch-ökonomischen Zugriffen und schnellen Ansprüchen der angelsächsischen Zivilisation zu seelischen Erschütterungen gezwungen, die sich wenigstens in seiner Kunst rückhaltlos entladen wollen.

Ein Neger, W. C. Handy, soll reisenden Musikanten ihre "blues" abgehört und auswendig gelernt haben. Er schrieb den ersten Jazz auf, die "Memphis blues". Aber was heisst Jazz? Viele Autoren führen den Namen auf das Verb to chase zurück. Sie meinen damit den aufreizenden, hetzenden Charakter dieser Musik. Andere behaupten, der Name gehe auf den Neger Jasbo Brown zurück, der in einem Kabarett Chicagos seine blues mit solchem Temperament spielte, dass das hingerissene Publikum ihm zuschrie: "More Jasbo . . . more . . . Jas . . bo!" Man soll also auch, schon aus diesem historischen Grunde, das Wort Jazz mit einem leichten s aussprechen.

Um die Musikform des Jazz vorläufig zu bezeichnen, können als verwandt gelten: der indianische Kriegstanz "Highland fling", die Kasakentänze, der "Hula hula" der Südseeinsulaner und die europäische "Carmagnole" der beginnenden französischen Revolution, während die Marseillaise als Melodie wohl einem Oratoriumslied nachgebildet ist, aber einen politisch genauer gerichteten Text besitzt. Zwei gegensätzliche Elemente bauen den Jazz auf: die Melodie und der rhythmische Unterbau. Die Melodien können spirituals oder blues sein. Viele von den religiösen Liedern sind von den weissen Missionaren nach den USA gebracht worden. Die "blues" sind Volkslieder des colored people, uralte und neue "I am blue", sagt der Neger, wenn er in trüber Stimmung dahinträumt. Nach der schweren Tagesarbeit haben sich abends die Negerfamilien an den Ufern des Mississippi im Vorstadtgelände zu gemeinsamem Singen versammelt. Die "blues" besitzen ein unveränderliches Harmoniegerüst von zwölf Takten, die allen bekannt sind, und in das hinein nun Texte und Melodien improvisiert wurden. Die Neger haben ja bei ihrem überschüssigen Temperament, ihrer kindlich weichen Seele, der ständigen Verlockung, ihre strotzende Muskelkraft unter Beweis zu stellen, Grund genug zu Cafardstimmungen. Daher das klagende Absinken auf Viertelstöne an gewissen Melodiestellen der "blues". Wo der Neger seinem Leid so Ausdruck gibt, hört das klassisch geschulte Ohr nur "falsche Noten", eben jene Differenz oder leise Dissonanz in der nationalen Harmonie. Entstammen also die melodischen Formen des Jazz europäischen und Negro-Spirituals, so leitet sich die rhythmische Form vom Ragtime ab, einem exzentrischen Tanzstück. Der maximale Gegensatz von tiefempfundener Melodie und fast brutalem rhythmischen Unterbau hat im Jazz seine Einheit gefunden. Dies ist das Geheimnis seiner unaufhaltsamen Wirkung, mit der er die Massen erobert. Das europäische religiöse Lied vermischt mit der motorischen Kraft eines gesunden Naturvolkes, wer kann da widerstehen? So wird der Jazz zum Auflockerer aller verdrängten Gefühle. Seine soziale Funktion wird ekstatische Beichte, wirkt als affektives Sicherheitsventil.

Diesen echten Jazz nennt man oft auch "Hot-Jazz" im Gegensatz zum "Straight-Jazz". Jener entspricht dem alten: appassionato oder furioso, dieser dem rein intellektuellen Abspielen vom korrekten Notenbild. Eine Entgleisung bedeutet ferner der mit kleinbürgerlichen Eselsbrücken zu bekannten historischen Tongebilden zivilisierte Jazz, wo Melodien Chopins, Griegs oder Puccinis synkopiert werden.

Derselbe Gegensatz von melodischem und rhythmischem Element findet sich in der funktionellen Zweiteilung des Jazzorchesters wieder — in die Bläsergruppe: Trompeten, Posaunen, Klarinetten, Saxophone und die Schlagzeuggruppe, der Gitarre, Piano, Kontrabass als rhythmische Schläger zugeteilt bleiben. Nur diese Besetzung lässt den Klangcharakter des echten Jazz hervorgehen. Mit derselben instrumentalen Besetzung etwa eine deutsche Marschbearbeitung zu "swingen", wäre nicht nur lächerlich, sondern musikkörperlich falscher Jazz. Ebenso unmöglich bleibt es, einen Originaljazz mit vollem Sinfonieorchester zu interpretieren. Darum, Jazzmusikstück und Jazzinstrumente gehören unlösbar zusammen. Sie sind gleichsam eine Körper-Seele-Einheit, und deshalb gefällt unter den Philosophen diese besondere Musikart den Monisten mehr als den Dualisten.

"Swing" bezeichnet nicht eine spezielle Musikform oder ein Stück wie etwa Menuett, Walzer usw. Es bedeutet eine besondere Spielart. Nämlich: schwingen, sich wiegen . . . hin und her, auf und ab. Man kann auf fast jedem Instrument einen einzelnen Ton vibrieren lassen, aber auch Melodieteile. Man kann mit dem Körper aufstehend vibrieren, und damit wiegt sich die ganze Melodie streckenweise mit. Aus dem freien Impuls rhythmischer Phantasie kamen die übermütigen Virtuosen zu einem neuen Stil der Wiedergabe. Wenn wir bequemerweise eine Weltseele annehmen wollen, so erreichte sie musikalisch im Swing (der 1938 aufkam) ihren Vibrationspunkt . . . in eben jenen Wochen, da sich die drohenden Wolken am politischen Himmel zusammenzogen. Musiker und Tanzende wiegen sich in anfeuernder Wechselwirkung. Indem nun im Swing die Melodien gedehnt, gestrafft oder tonlich intensiviert werden, könnte die Jazzband leicht auseinanderfallen. Davor bewahrt sie das geschmeidige Improvisationstalent des Dirigenten oder einzelner begabter Instrumentalisten. Auch das Schauspiel kannte ja eine "commedia del arte", wo bestimmte Teile der Handlung improvisiert wurden. Wir vergessen gern,

HASTIGES LEBEN

VON Dr. W. SCHWEISHEIMER

Der heutige Mensch hat keine Zeit. Er hat so viel zu tun, so vielerlei. Man wundert sich, dass schliesslich doch Positives dabei herauskommt. Vom Bett zum Frühstückstisch, zur Zeitung, ins Büro, ins Geschäft, an die Arbeitsstelle, hetzend durch die Strassen, gerade noch im Sprung die Fahrgelegenheit ereilend, hastiges Mittagessen, wieder Büro, Geschäft, Arbeitsstelle, neues Gehetze zum Abendessen oder Theater, Konzert oder Tanzlokal, in überfüllten Bahnen eiligst nach Hause, kurzer Schlaf, — Beginn von neuem. Nervöse Beanspruchung bis aufs äusserste, — keine Zeit für Sport, erholende Gedanken, innerliche Einkehr. Auch der Sonntag wird einbezogen in den Raschheitstaumel, mit dem das Leben heruntergehetzt wird.

Es gibt Menschen, Kraftnaturen, die eine solche hastige Lebensweise ungestraft vertragen. Für die Mehrzahl entstehen aber durch das hastige Leben gesundheitliche Schädigungen mannigfacher Art. Es ergibt sich ein nervöser Reizzustand, der sich nicht selten bei unerwarteten Berührungen entlädt. Daher die häufigen Reibereien bei Kleinigkeiten, daher viele häusliche Zwistigkeiten, die nicht in wirklichen Gegensätzen ihre Ursache haben, sondern in augenblicklicher nervöser Ueberreizung.

Dem Betroffenen selbst kommt der nervenzerstörende, lebenverbrauchende Einfluss des hastigen Lebens kaum zum Bewusstsein. Es geht eben so weiter. Nur wenn etwas Besonderes kommt: die Wartezeit vor dem Urlaub, oder eine Erkältung oder nur eine Magenverstimmung, — dann tritt auf einmal das Gefühl auf, dass man am Ende seiner Kräfte steht.

Für die Ernährung ist das hastige Leben von deutlichem Nachteil. Wenn man rasch zwischen zwei Bahnen in ein Restaurant eilt, hinunterstürzt, was kalt oder heiss geboten wird, oder wenn weite Entfernungen die häuslichen Mahlzeiten auf wenige Minuten beschränken, so ist es klar, dass hier Kauen, Verdauung und Verwertung der Speisen auf ein Geringstmass beschränkt werden. Die Folge des steten hastigen Essens, das auch auf den richtigen Wärmegrad der Speisen und Getränke keine Rücksicht nimmt, sind Magen- und Darmstörungen, rasch verschwindende und weniger harmlose, und Abmagerung, damit weitere Schädigung der Nerven. Das beste und kunstvollst zugerichtete Essen "bekommt nicht", wenn es in Hast und Eile hinuntergeschlungen wird.

Für Herz und Blutgefässe bedeutet solche Ruhelosigkeit eine übermässige Beanspruchung. Sie sind ihr auf die Dauer nicht schadlos gewachsen. Dr. George W. Calwer, Kongressarzt in Washington, hat sich durch seine Beobachtungen veranlasst gesehen, den Mitgliedern des Kongresses eine Warnung zugehen zu lassen. Das Leben in Washington, so sagte er, in seiner Hast ist aufreibend und erbitternd für die Abgeordneten und Senatoren. Plötzliche Herztodesfälle bei anscheinend gesundem Herzen sind bei ihnen keine Seltenheit.

Es handelt sich dabei um einen plötzlichen Verschluss der Kranzgefässe des Herzens, der Koronargefässe, durch einen Blutpropfen, was augenblicklichen Tod mit sich bringt. Unrichtige Verwertung hastig genossener Nahrung zusammen mit nervöser Unrast und Ueberanstrengung scheinen diese Krankheit mit hervorzurufen. Menschen, deren Herz nicht ganz in Ordnung ist, könnten trotzdem ihren Berufsaufgaben gut nachkommen, wenn sie das in Rast und Ruhe tun könnten. Ständige Hast, Aufregung und innere Sorge schaden aber dem Herzen mehr, als man bisher annahm.

Mit Darlegung solch unerfreulicher Verhältnisse ist freilich noch nichts zu ihrer Besserung getan. "Ein jeder Mensch", so schrieb vor 200 Jahren ein alter Schriftsteller, "vom freyesten Könige an bis auf den gekauften Sklaven, hat Pflichten seines Standes, die er beobachten muss, ob er gleich Leben und Gesundheit dabey verwahrloset." Eine endgültige Aenderung ist nicht zu erwarten, da die Rastlosigkeit des neuzeitlichen Erwerbslebens nicht auf gesundheitliche Notwendigkeiten Bedacht nimmt. Man denke beispielsweise nur an die weiten Entfernungen zwischen Wohnung und Arbeitsplatz — eine Hauptursache des grosstädtischen Hastens; sie sind nicht zu beseitigen, ja die Tendenz geht darauf hinaus, sie zu vergrössern.

Immerhin kann ein Mensch, der bewusst die Hast als Ursache vieler ihn bedrückenden Störungen erkannt hat, bei vernünftiger Planung und Ueberlegung viel tun, um sich ein grösseres Mass von Gesundheit und Gesundheitsgefühl zu verschaffen. Gar nicht selten ist die ruhelose Hast des täglichen Lebens durch schlechte Einteilung des Tages, durch falsch eingefahrene Gewohnheit und unnütze Zeitvergeudung an der unrichtigen Stelle verursacht oder wenigstens mit hervorgerufen. Wer sich einmal die Zeit nimmt, seinen täglichen Lebenslauf in Ruhe und mit kritischem Blick daraufhin zu prüfen, der wird fast ausnahmslos Möglichkeiten zur Verbesserung entdecken und manche unnütze Hast beseitigen.

Das Wichtigste ist, an hastig gelebten Tagen wenigstens kurze Zeit zur Ruhe, Selbstbesinnung und Sammlung der Nervenkräfte zu gelangen. Wer es fertig bekommt — und in der Regel gelingt es — einige Minuten früher seine Wohnung am Morgen zu verlassen, als unbedingt erforderlich ist, für den fällt schon das nervenpeinigende Hasten zu seinem normalen Beförderungsmittel weg. Er kann es sich gestatten, auch einmal etwas langsamer zu gehen, an einem Blumenbeet stehen zu bleiben oder ein ausgestelltes Bild zu betrachten — lauter einfache Hilfsmittel zur Beruhigung der Nerven und zur Ablenkung angespannter Gedanken.

Kleine geistige Ruhepausen verschaffen neue Spannkraft. Eine kurze Ruhezeit nach dem Essen — es muss nicht Schlaf sein — lässt nervöse Erregungen abflauen. Der Schlaf am Abend wird tiefer und gesünder, wenn nicht unmittelbar hastige Tätigkeit oder geistige Anstrengung vorausgegangen sind. Entspannung am Abend durch Musik oder Radio, ein Spiel oder ein Buch leichterer Art bringt die richtige Vorbereitung zum Schlaf. Eine ausgiebige Entspannung am Wochenende ist von grösster gesundheitlicher Bedeutung, — und Menschen, deren Tä-

---

dass ein Bach in der Kirche, ein Beethoven im Konzert gelegentlich noch aus freier Phantasie spielten. Die Improvisation im Jazz ist also ein weiteres historisches Element. Sie bleibt aber oberflächlich doch selbständiger als die Melodieverzierungen der Araber.

Den Jazz notiert man immer im Viertakt. Nicht wie üblich werden die ersten und dritten Taktteile betont, sondern die zweiten und vierten. Das Ausweichen des "colored gentleman" vor den starken Taktteilen auf die schwachen kann als das instinktive Ausweichen vor der exakten Herrschaft der Weissen, massenpsychologisch als gelungene Verdrängung, verstanden werden. Gegen reale Ueberlegenheit flüchten wir gern ins Ideale, in ein später mögliches Musterbild. In der Ueberlegenheit seines motorischen Systems kann der Neger sich den scheinbaren Bruch rhythmischer Kontinuität leisten. Oft ist es die kleine Trommel oder mehrere Instrumente der Batterie zugleich, die solche Verschiebung markieren, während die sogenannte Pauke (grosse Trommel) in die üblich betonten Taktteile schlägt.

Die Geräuschschläge der Batterie überraschen immer wieder vom feinsten Trommelwirbel bis zu explosiven Schockwirkungen. Wie aufdringlich nah am Fabrikgeräusch können Besenflitzer, Maiskörnerschüttler, Stahlhämmerer, Holzklopfer akustisch ihre Muskeln betätigen, geläufige Assoziationen für die Stumpfen, Derben, Unmusikalischen. Die Batterie, im tiefsten Frieden noch, weiss schon um kommenden Kriegsdonner. Durch diese abwechselnden Ueberraschungen werden auch die sprödesten Tanzpaare gezwungen, alle Steifheit zu verlieren und aufgelockert dahinzuschlenkern. Das Herz scheint aussetzen zu müssen, wenn der gewaltige rhythmische Strom der Jazzband einmal sich Bahn bricht. Solche übertriebenen Wirkungen konnte ich im Tanzlokal der Rue Blonais in Paris beobachten. Hier zeigten afrikanische Negerpaare zu einer ausgelassenen Jazzmusik den kaum vorstellbaren Wechsel von straffer Zucht und freien Instinkten in Mimik und Körperhaltung. Wie beim tagelangen Tanz der Aissaui am Osterfest in Südmarokko steigerte sich auch hier der Tanz bis zur Ekstase. Die besonders lange Wiederholung rhythmischer Motive vermag einfachere Menschen "ausser sich" zu bringen. Der Dirigent kann also hier zum magischen Zauberer werden, er diktiert den Grad der Erregungen. Von der eisigen Höhe seines genialen Intellekts bezeichnete der spätere Nietzsche auch Richard Wagner als einen Zauberer. — Wenn die Batterie einschläft, so beginnt der Jazz zu sterben, keine improvisierte Melodie rettet ihn. Zu sterben wie der Mensch, der den Liebesmut verloren hat. Aber den Menschen kann eine Melodie retten aus dem inneren Ohr eines ebenfalls um Liebe kämpfenden grossen Komponisten.

Wer den Tanz nur als eine mindere Kunstart auffasst, hat einen Teil primitiver Vitalität eingebüsst, oder ein unbewusster Neid macht ihn zum Freudenverächter, zum seelischen Geizhals. Wie wichtig ist gerade heute alle Hilfe zum Durchbruch des unmittelbaren Lebensinstinkts gegen die nationalpolitische Diktatur des millionenfachen Opfertodes. Wie wichtig ist das heute, wo vor feinster Massenbelügung und brutalster Unterdrückung raffiniert organisierter Mächte, der Mensch bei gesteigertem sozialem Anspruch sich immer wieder auf den echten Willen der Selbsterhaltung in Harmonie mit den Mitmenschen besinnen muss.

Der Jazz, den wir in seinen Elementen gesondert betrachtet haben, muss als ein neuer Grad zuchtvoller Leidenschaft begriffen werden. Auf der Ebene der Kunstmusik ist dies in sublimen Formen: Wagner in "Tristan und Isolde", Debussy in "Pelleas und Melisande", Stravinsky im "Sacre du Printemps", Honegger im "Horace Victorieux" gelungen. Sie alle fanden den Ausdruck für neue bewegte Stufen grosser Leidenschaft.

Jazz ist Naturvolkmusik mit den Mitteln modernster Instrumententechnik. Echt demokratisch auch, dass eigentlich kein Instrument aus der Jazzbesetzung verbannt bleibt. Auch die Violine als die zartbesaitete Schafsdärmige zieht als E-Saite eine geschmeidige Stahlsaite auf. Nur die Filmorgel möchte ich kategorisch ausgeschlossen wissen. Jazzstücke auf ihr gespielt und mit Wimmerswing vergoldet, kann ich nur mit zwei Dingen vergleichen, die ich in Schaufenstern von Leningrad und Zürich sah: eine Karl Marx-Büste aus Waschseife und einen Rollmops aus Marzipan. Warum werden fast ausschliesslich nur Blasinstrumente für die Melodie verwendet? Ihre Ausdruckskraft steht der menschlichen Singstimme am nächsten. Wie nah singt sich ein Altsaxophon zum Beispiel an die Altstimme einer Negerin heran. Die Bläser können rührselig schwelgen oder in harten Staccati bis in die höchsten Presstöne jagen. Welches Instrument sollte auf diesem Tanzboden der Gefühle besser klagen und werben können als Klarinette und Saxophon? Ein Schlagzeugsolo der "Drummer" kann berückend sein. Das majestätische Jenseits der klassischen Musik ist hier verschwunden. Das harmonisch sensible Klavier wird zum Schlagkasten, die edle Harfe zum scheppernden Klang des Banjo. Alle Blasinstrumente werden auf ihre letzte Ausnützung hin gespielt in Vibratos, halsbrecherischen Glissandos und Flatterzungen. Da wundern wir uns nicht, dass es in den USA besondere Musikschulen gibt, in denen die Virtuosen des Jazz ausgebildet werden. Seine Technik erfordert fast maschinelle Präzision der instrumentalen Leistung. Erst auf ihr kann sich die sichere Improvisation entfalten.

Aus dem Jazz schlägt allen Menschen mit ehrlichen Ohren ihr eigenes naturnahes Gewissen entgegen. Das ist viel und ist wichtig. Aber zu einer differenzierten Erweckung erfahrenen Liebeslebens ist der Jazz nicht fähig. Das vermag nur die Musik bedeutender Komponisten aus fühlendem Gewissen.

Der Jazz zeigt, wie kaum ein anderes Kunstelement, die körperliche Genussfreudigkeit des ungehemmten Nordamerikaners. In diese Musik kann alle Sportfreude ohne weiteres eintauchen. Hier ist nichts Nachdenkliches. Jazz ist fröhliches Ausspannen von den besonderen Problemen unseres Daseinskampfes.

BEGEGNUNG MIT FALSTAFF

VON WALTER TSCHUPPIK

Stratford-on-Avon, wo der Kaiser der Literatur geboren wurde, wo er starb und begraben liegt, ist gewiss viele tausendmal beschrieben worden. Wer nicht in dem Städtchen gewesen ist, der kennt wenigstens Abbildungen von Shakespeares Geburtshaus in der Henley-Street, vom "New Place", dem Haus, das er in den letzten vier Jahren seines Lebens bewohnte, und von seinem Grabe in der Dreifaltigkeitskirche — "Holy Trinity".

Das Epitheton "Kaiser" stammt von Heinrich Heine und ist keineswegs glücklich. Denn obgleich Shakespeare den höchsten Rang unter allen Dichtern einnimmt — Homer und Dante und Goethe inbegriffen — ist das Wort zu trocken für das mysteriöse Wunder, das Shakespeare heisst. Je mehr wir über ihn erfahren, desto traumhafter erscheint uns sein Leben. Das Kaisertum ist eine vergängliche Macht, aber Shakespeare ist unsterblich.

Auch in diesem Jahre war Stratford-on-Avon der Schauplatz von Shakespeare-Festspielen und von Zuschauern überfüllt. Am 23. April 1945 jährte sich der Geburtstag des Dichters zum 329. Male. Es ist keine runde Ziffer und doch ein bedeutsames Datum: Denn das Ende des glücklich beendeten Krieges stand vor der Tür, und die Menschen träumen von der Hoffnung auf eine Welt, in der der Dichter wieder mehr gilt als der Soldat.

Die Theateraufführungen in Stratford-on-Avon sind mustergültig und bezaubernd. Sie besitzen eine lange Tradition, und die Stadt und ihre Umgebung, mit zahllosen Erinnerungen an Shakespeares Zeit, sind der schönste Rahmen, den man sich denken kann. Der Strom, die Wiesen und die Bäume— sie sind wie einst, es blühen der Schlehdorn und die wilden Rosen wie zu Shakespeares Zeiten, es singen die Nachtigallen, wenn der Mond den Avon mit Silber übergiesst; und im Garten, in dem der kleine William Shakespeare Seifenblasen aufsteigen liess, spriessen noch immer Rosmarin, Stiefmütterchen und Ackeley:

"There's rosemary, that's for remembrance; pray, love, remember:
and there is pansies, that's for thoughts . . .,
There's fennel for you, and columbines;
there's rue for you; and here's some for me; we may call it
we may call it herb of grace o' Sundays."

Die Literatur über Shakespeare bildet heute eine riesige Bibliothek. Man weiss, wieviele Worte der Dichter geschrieben hat, wie gross sein Sprachschatz war, man hat alle seine Verse unter das Mikroskop genommen, man hat alle bekannt gewordenen Einzelheiten seines Lebens gesammelt. Und doch bleiben auf geheimnisvollste und rätselhafteste Art Legender und Tatsachen miteinander verwoben, sodass man die Wahrheit niemals ganz herauszufinden vermag: Shakespeares Leben ist ein Märchen, und niemand wird jemals die Frage zufriedenstellend beantworten können, wieso es kam, dass William Shakespeare, der so bescheiden durchs Leben ging, der grösste Genius war.

In der Umgebung von Stratford-on-Avon gibt es viele Dörfer, die von seinem Ruhm überstrahlt sind. Und wenn man den Legenden seines Lebens nachgehen will, dann muss man sich von einem der vielen Shakespeare-Spezialisten, die es in Stratford gibt, an diese Erinnerungsstätten führen lassen. Hier ist Snitterfield, wo Shakespeares Vater lebte, und Shotterey, wo des Dichters Frau geboren wurde, Anna Hathaway, dort wird das Haus gezeigt, wo — der freilich unbewiesenen Sage nach — der junge Shakespeare Fleischerlehrling war: "When he killed a calf, he would do it in a high style and make a speech."

Und in jenem Hause war er angeblich Landschulmeister. Acht andere Dörfer sind unsterblich geworden durch einen Vierzeiler Shakespeares:

Piping Pebworth, dancing Marston
Haunted Hillborough, and hungry Crafton,
With dadging Exhall, papist Wixford,
Beggarly Broom and drunken Bidford.

Wer fühlte sich nicht versucht, im alten Wirtshaus in Bidford ein Glas Bitter zu kosten, um zu wissen, wie es Shakespeare geschmeckt haben mag? Es war dort, wo ich einen Mann traf, der sich als ein Falstaff-Spezialist erwies. "Die Literatur über Falstaff allein ist so gross", sagte er, "dass ein Menschenleben zu ihrer Kenntnis nicht ausreicht. Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun. Wissen Sie, wer Colly Cibber war? Dieser Dramatiker ist dadurch berühmt geworden, dass er der Tragödie "Richard III." acht Worte zugefügt hat, die zum Verständnis des Stückes notwendig sind, und die heute in allen Ausgaben stehen: "Off with the head, so much for Buckingham!""

"Und was ist Ihr Beitrag zur Shakespeare-Forschung?" fragte ich den freundlichen und gesprächigen Mann.

Er trank sein Glas Bitter aus und bemerkte lachend: "Meine Forschungen sind durch den Krieg unterbrochen worden. Ich habe versucht, endgültig nachzuweisen, dass Falstaffs Lieblings-Getränk, der berühmte "Sack", nach dem er so häufig ruft, "Dry Sherry" gewesen ist. Das Wort "Sack" ist eine Verballhornung des französischen Ausdrukkes "Sec", trocken. Wenn Hitler geschlagen und der Krieg beendet ist, und wenn der erste gute, trockene Sherry wieder nach Bidford kommt, dann beginne ich wieder zu forschen und zu trinken."

Und sein lautes Gelächter bewies, dass auch Fallstaffscher Frohsinn bis auf den heutigen Tag in Bidford lebendig geblieben ist. Wer weiss? Vielleicht ist der Mann gar ein Nachkomme des edlen Sir John gewesen.

Kapselrätsel

(von E. B.)

Berggeister, Kurtisane, Allerseelen, Baronesse, Panorama, Erbhofbauer, Nordostwind, Landwehrmann, Salbeitee, Filigranarbeit.

In diesem Rätsel ergeben die Anfangsbuchstaben der Kapselwörter einen siegreichen Feldherrn dieses Krieges.

RÄTSEL

Rösselsprung

ken	klu	men	doch	ner	von	it	len
		ner	ge	cher	schlech		
welt	schen	christ	als	wer	mün	al	der
ver	bo	lenkt			ist	tes	schrit
ke	gern	traum			te	wun	ben
den	voll	blik	den	gilt	glau	traum	denkt
sen		stedt	und	und	voll		ein
wer		prei			als		miss

Ein Wort von Hofmannsthal

a — a — a — al — an — bä — chi — da — de — de — der — der — dra — e — e — e — en — en — es — fi — ge — gly — hä — her — hi — in — is — lard — le — le — ma — mann — matt — na — nau — ne — ne — phe — re — rer — ro — ru — rus — se — sei — senz — stan — sti — stra — su — ta — te — ter — tri — tut — wan — win.

Aus diesen 57 Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Wort aus der Feder Hofmannsthals wiedergeben. (ch ist ein Buchstabe). Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Jahreszeit
2. Baugelände
3. der Autor des Dramas "Glück im Winkel"
4. fleissiger Fussgänger
5. französischer scholastischer Philosoph
6. Rabenvogel
7. ältestes germanisches Schriftzeichen
8. Zeichen der ägyptischen Bilderschrift
9. Dorf im Kanton Uri
10. das Schlusstück eines Opernaktes
11. Gestalt aus einer Wagner-Oper
12. Insel am Eingang des Meerbusens von Neapel
13. die grösste deutsche Funkstation
14. Bühnenwerk (Gattung)
15. erhöhter Sitz
16. Sieger in diesem Krieg
17. das Wahrzeichen von Paris
18. Auszug (Fremdwort)
19. Stockwerk (Fremdwort)
20. griechische Mythengestalt
21. Schwimmvogel
22. Unterrichtsanstalt

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenrätsel.
1 Elfenbein, 2 Rorschach, 3 Niobe, 4 Sinai, 5 Tibet, 6 Irene, 7 Söller, 8 Tiefland, 9 Delhi, 10 Allee, 11 Steinbock, 12 Lenau, 13 Ellwangen, 14 Brutus, 15 Ebert — Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

Vorwärts und rückwärts
I. neben
II. Eis-sie

Magisches Quadrat
1 Linde, 2 Ilias, 3 Nimes, 4 Dane, 5 Essen

Ihr Freund
Bernhardiner

Betäubend
Ohn/m/acht

Kreuzworträtsel
Waagerecht: 2 Cid, 5 herb, 8 Esau, 10 Aare, 12 Oker, 13 Rhodus, 15 Mast, 16 Etat, 17 Karl, 19 Mozart, 22 Loki, 24 Pan, 25 Ebau, 26 Bairam, 29 Fama, 30 Dame, 33 Norm, 34 Panama, 36 Erie, 37 Name, 38 Asta, 39 Sarg, 40 Ito.
Senkrecht: 1 Lear, 3 Iris, 4 Bart, 6 Rabe, 7 Brot, 8 Ekarte, 9 Saal, 11 Edam, 12 Omar, 14 Utopie, 17 Kanada, 18 Ulm, 20 Zar, 21 Rum, 23 Iberia, 27 Ammer, 28 Mann, 29 Fest, 31 Maas, 32 Emma, 33 Nast, 34 Post, 35 Aera.

und Sie würden mir zeigen, was zu machen ist, all das. Wenn Ihnen meine Visage nicht gefällt, dann sagen Se's lieber gleich. Ich hab' ja wohl nischte getan, un' 's wird Ihnen ja wohl kein Stein aus der Krone fallen, wenn Se' mir sagen, wie und wo ich was zum Frühstück krieg'."

Der Invalide holte umständlich einen Schlüssel aus der Tasche und gab ihn Wellmann. "Brot und Schmalz im Küchenschrank, Kaffee können Sie sich warmmachen."

'Er liebt mich nicht, wahrhaftig nicht', dachte Wellmann. Er frühstückte und ging zu den Transformatoren zurück. Es miaute wieder hinter ihm, als er die Küche verliess, und er konnte wieder keine Katze sehen.

"Was soll ich machen?" fragte er den Invaliden. Der Andere zuckte die Achseln. "Nichts", sagter er. " Hier ist nur in Ausnahmefällen was zu tun. Sonst sind bloss die Instrumente zu überwachen, und wenn 'ne Spitze auftritt, muss man es dem Werk melden." Er wies auf das altmodische Telephon an der Wand. "Ebenso 'nen Leitungsdefekt. Das Werk sieht das natürlich auch auf seinen eigenen Instrumenten, aber man muss es von hier bestätigen. 'Ne Spitze erkennen Sie, wenn wegen der Ueberlastung die Ampèrezahl abnimmt. Dort ist das Ampèremeter. — Sind Sie eigentlich Elektriker?" fragte er plötzlich.

"An sich Autoelektriker", 'antwortete Wellmann, "und an sich wäre ich auch schon längst eingezogen worden. Aber ich kannte ein paar Leute vom Werk ganz gut — hab' für Direktor Schröder immer den Wagen in Stand gehalten und auch so — und da haben sie mich hier untergebracht. 'N ruhiger Posten, kriegswichtig und man ist den Nachschubämtern aus den Augen, aus den Sinn."

"Mhm", machte der Invalide, "aber von den Prinzipien der Elektrizität verstehen Sie was, oder nicht. Was zum Beispiel ist 'ne Spitze?" "Belastung über die normale Netzhöchstleistung. Und 'n Leitungsdefekt erkennt man daran, dass die Instrumente plötzlich auf Null gehen."

"Na also", sagte der Invalide, "dann bleiben Sie jetzt hier bei den Instrumenten, und ich koch' inzwischen das Mittagessen." Er erhob sich und hinkte davon.

'Scheint sein Misstrauen was verloren zu haben, der alte Knabe!' dachte Wellmann. Er sah nicht, dass der Invalide eigentümlich vor sich hinlächelte, was recht abstossend aussah Der Invalide humpelte in die Küche.

"Pussi!" rief er mit leiser Stimme. Unter dem Küchenschrank erschien ein grauen Katzenschädel, und langsam kam der Körper dahinter hervor. Die Katze bewegte sich seitsam, sie zog sich mit den Vorderbeinen vorwärts, die Hinterbeine schienen gelähmt. Der Invalide nahm die Katze auf den Arm.

"Der Neue verwechselte Volt mit Ampère, Pussi", sagte er und streichelte sie. Er holte eine Schüssel unter dem Schrank hervor, spülte sie sorgfältig aus, füllte sie mit Milch und schob sie wieder unter den Schrank. Er hatte die Katze auf den Boden gesetzt, und sie kroch wieder auf ihre groteske, mitleiderweckende Art unter den Schrank zurück.

•

Die Tage zogen gleichförmig vorbei — graue, langweilige Wellen im grauen, langweiligen Meer der Zeit. Sonst kam alle drei Tage ein Junge aus Hergenrath und brachte Lebensmittel, jetzt nahm ihm Wellmann den Weg ab. Vielleicht konnte er im Dorf was erfahren, und andererseits — er gestand sich das zwar nicht ein — war er froh, wenn ihm die Transformatorenstation aus den Augen war. Es gefiel ihm dort ganz und gar nicht, die Einsamkeit, die er mit dem mürrischen Invaliden teilen musste, die halbgaren, aufgewärmten Mahlzeiten, das beständige Summen der Transformatoren — alles fiel ihm auf die Nerven. Und er konnte und konnte mit dem Invaliden nicht warm werden; sie redeten nur das Nötigste miteinander. Auf Wellmanns Gesprächsversuche ging der andere nicht ein.

Zwei Tage nach seiner Ankunft hatte Wellmann die Katze entdeckt. Sie hatte in einem Flecken Sonnenlicht unter dem Küchenfenster gelegen und unter den Schrank zurückzukriechen versucht, als Wellmann eintrat. Er hatte sie gefasst und am Fell hochgehoben. Die Hinterpfoten hatten leblos heruntergebaumelt, aber mit den Vorderpfoten hatte sie gekratzt, und dazu hatte sie geschrien — schrill und laut, es ging einem durch Mark und Bein. Der Invalide war plötzlich erschienen, und Wellmann schüttelte sich, wenn er sich an den wahnsinnigen, wilden Hass erinnerte, mit dem ihn der Invalide für einen Augenblick angestarrt hatte. Er hatte Wellmann die Katze wortlos abgenommen und sie unter seiner Jacke verborgen, als ob er sie vor Wellmanns Blikken schützen wollte. "Armes Vieh", hatte Wellmann gesagt. "Die wär' auch besser vergast."

Der Invalide hatte eine Weile schweigend dagestanden, und Wellmann hatte begonnen, sich unbehaglich zu fühlen. "Sie ist alles, was mir von meinen Angehörigen geblieben ist", hatte der Invalide endlich gesagt — ein bisschen pathetisch, war es Wellmann vorgekommen. "Sie ist aus dem Luftschutzkeller 'rausgekommen. Die anderen sind dringeblieben." Wellmann hatte etwas von 'Nicht bös gemeint" gemurmelt und war in den Transformatorenschuppen gegangen.

Ja, und das waren so seine Erlebnisse. Er kam mit der Arbeit nicht weiter. Der Invalide war entweder zu vorsichtig oder unschuldig. Diese Möglichkeit bestand ja, aber Wellmann glaubte nicht dran. Die Zentrale wusste im allgemeinen, was sie tat. Und warum benahm sich der Mann so blöd ihm gegenüber, wenn er keinen Dreck am Stecken hatte? Wellmann malte sich aus, wie er ihn festnehmen würde: "Los, mitkommen! Gestapo!" Und dann schalt er sich einen verfluchten Schafskopf, der seine Nerven nicht beherrschen konnte. Predigte man ihnen nicht immer: "Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe bei der Arbeit! Kühl überlegen und sich durch keine Sympathien oder Antipathien dabei stören lassen! Die Gedanken im Zaum halten!"? Verdammt noch mal, er war eben mit den Nerven arg 'runter; wenn er dies hier erledigt hatte, würde er Urlaub nehmen.

Er dachte an ein kleines Hotel in den Oetztaler Alpen, für ihn und seine Kollegen reserviert. "Glücklich ist . . ." verdammt, wie ging es doch weiter? Ach so, "Einen Freund am Busen hält und mit geniesst." Er grinste — nein, das nun doch nicht.

Ruhe und Abwarten; im Dorfe war er nichts gewahr geworden. Nun, wenn er zwei, drei Wochen lang aufpasste, würde er schon was 'rausfinden. Früher oder später macht jeder 'nen Fehler, auch wenn er weiss — oder vermutet — dass er beobachtet wird. Abwarten und Teetrinken.

Als er soweit mit seinen Gedanken gekommen war, warf Wellmann schnell einen Blick auf die Instrumente. Alles in Ordnung.

Vier Uhr. Er hatte Durst auf Kaffee — auf Kaffee-Ersatz, dachte er, und verzog den Mund. Er ging in die Küche und fand den Kessel auf dem Spülbrett stehen. Er füllte ihn und setzte ihn auf den Kocher. Die grosse Kochplatte war eingeschaltet, die Spirale glühte in dem Tonrelief, und er setzte den Kessel darauf. Im gleichen Augenblick bekam er einen Schlag, dass er gegen den Küchentisch flog. Er hatte einen salzigen Geschmack im Mund, der Kopf dröhnte, und das Herz arbeitete wie rasend, schlug bis in den Hals hinaus. Für einen Augenblick löste sich die Küche in helle und dunkle Flecken auf, die vor seinen Augen Karussell fuhren. Als er wieder klarer sah, stand der Invalide vor ihm.

"'Nen Schlag gekriegt?" Wellmann nickte. "Na ja, der Kessel war feucht. Warum trocknen Sie 'n auch nicht vorher ab? 220 Volt, und 'ne offene Spirale, das konnten Sie sich ja wohl denken. Ausserdem geht von sowas die Spirale kaputt, und jetzt kriegt man keine neue."

Wellmann war schwankend aufgestanden, war auf sein Zimmer gegangen und hatte sich auf sein Bett gelegt. Wenn ich 'nen Herzfehler gehabt hätte, wär' ich jetzt hinüber, dachte er. Und die Platte war angesteckt. Es war Absicht — ist an sich nicht nachzuweisen; aber ich könnte schwören, es war Absicht. Assistent Kaiser und die beiden toten Schutzleute fielen ihm ein, und er schüttelte sich.

Er ging nicht hinunter, nein er verzichtete auf sein Abendessen. Er blieb im Zimmer. Er las bis spät in die Nacht. Lesen, hatte er gefunden, beruhigt die Nerven. Endlich zog er sich aus und schaltete das Licht aus. Er lag im Dunkeln und überlegte. Einen Bericht abzustatten hatte keinen Zweck. Er sollte herausfinden, ob und wie hier Flugblätter gedruckt werden, an unbeweisbaren Mordanschlägen auf ihn selbst hatte die Zentrale kein Interesse.

"Produkt einer überreizten Phantasie — Wenn Sie sich nicht fähig fühlten, diese Aufgabe durchzuführen, hätten Sie es gleich sagen sollen!" Und so weiter, und so fort. Und eine Eintragung in die Personalakten: 'Zweifelhafte Objektivität' oder gar: 'Nicht zuverlässig genug für Einzelaufgaben'. Ach nein, er musste wohl hier bleiben. Abwarten und Tee trinken. Früher oder später macht jeder von ihnen einen Fehler. Darüber schlief er ein.

Er träumte wüstes Zeug, ein formloser Schatten kroch auf ihn zu, zog sich langsam mit den Vorderpfoten vorwärts — die Hinterpfoten waren gelähmt. Das Ding kam immer näher, und er lag da und konnte sich nicht rühren. Das Ding war jetzt schon fast bei ihm, es miaute, gleich . . . Er stöhnte und erwachte. Er starrte in die Dunkelheit, er sah nichts Irgendetwas war da gewesen, ein Geräusch auf dem Flur. Er biss die Zähne zusammen und schlich sich barfuss auf die Tür zu. Er tastete und fand die Klinke. Und dazu hatte er plötzlich nicht den Mut, die Tür aufzumachen und auf den Flur hinauszuspähen. Er fürchtete die unbekannten Schrecken, die dort im Dunkeln auf ihn warteten, fürchtete sie so sehr, dass er plötzlich das Gefühl hatte, irgendwer, irgendetwas sei im Zimmer und stünde hinter ihm. Ein Vers aus einem alten englischen Fabelbuch fiel ihm ein:

"Er schaut sich um und hat's gesehen, / und blickt nun starr nach vorn. / Er sah den Unhold hinter sich stehen, / mit Huf, und Klau', und Horn."

Er schluckte einen Schrei hinunter und tastete sich mit ausgestreckten Armen zu seinem Bett zurück. Er zog die Decke über den Kopf und begann ruhiger zu werden. Verdammt nochmal, das kam vom vielen Lesen. Ein Runderlass fiel ihm ein: "Und wird diese Art Lektüre allen Beamten anempfohlen, da sie die Phantasie anregt und uns solcherart befähigt, einem einfallsreichen Gegner erfolgreich entgegen zu treten."

Er wünschte, der Herr Ministerialdirektor wäre hier, an seiner Stelle. Was, zum Teufel, war denn eigentlich los mit ihm? Er war doch kein Feigling. Eine Episode aus dem Jahre 1936 fiel ihm ein: er hatte damals die Innenarbeit bei der Aufdeckung einer illegalen Zelle in Bochum geleistet. Zwei der Zellenmitglieder hatten sie nicht gleich verhaftet, um mit ihrer Hilfe die Kontaktleute zu fassen. Er hatte sich damals mit einem von den Beiden verabredet, für drei Uhr morgens, im Stadtwald. Oh, er entsann sich genau des Zigarrenladens, wo er den Brief hinterlassen hatte, und dann der Bank im Stadtwald. Der Chef hatte ihn gewarnt, sein Mann hätte Verdacht geschöpft. Er, Wellmann, hatte die ganze Nacht auf der Bank gesessen, die Hände in den Manteltaschen, und in der rechten Hand die Pistole — für alle Fälle. Von 12 Uhr nachts bis 6 Uhr morgens hatte er gesessen und gewartet, hatte gefroren, war schläfrig geworden, aber er hatte dagesessen, auf jedes Knacken im Unterholz gelauscht — ob ihm der Andere nicht von hinten den Garaus machen wollte. Der Andere war nicht gekommen — damals. Ob er jetzt kommen würde?

"Verfluchter Quatsch!" sagte Wellmann mit lauter Stimme und schlief ein. Er schlief ruhig durch bis in den späten Vormittag. An diesem Tag sprach er so gut wie nichts mit dem Invaliden. Sonst war er der Gesprächigere der beiden gewesen, hatte immer wieder versucht, eine Unterhaltung anzubahnen. Jetzt war er sehr schweigsam. Es hatte keinen Zweck, man kann sich nicht gut mit jemandem anfreunden, der soeben einen netten, kleinen Mordanschlag auf einen selbst versucht hat. Nein, nicht gut. Er musste eben abwarten. Ja, abwarten, bis der nächste Anschlag kam, und vielleicht hatte der Invalide dann mehr Glück. Sicher. Wenn er es oft genug probierte, einmal würde es schon klappen. Er musste etwas tun, ja, irgendetwas.

Aber was? Für einen Augenblick — es war wie ein Stück blauer Himmel, der plötzlich zwischen den Wolken hervorlugt, um gleich wieder zu verschwinden — für einen Augenblick dachte er klar und ruhig: "Du hast Angst, du fürchtest für dein Leben, du kannst nicht klar denken.' Aber dann war es vorbei. 'Und hab' ich etwa keinen Grund zur Furcht?" hatte er gedacht, und schon liefen die Gedanken wieder im ausgefahrenen Geleise: "Was soll ich tun, was soll ich tun?" Und dann kam die Idee: Die Katze! Der Invalide hing ja so sehr an der Katze! Er würde das Vieh umbringen, auf unauffällige, unbeweisbare Art, so ähnlich, wie es ihm hatte gehen sollen. Der Invalide würde ihm nicht nachweisen können, das nicht — aber er würde es wissen, oh ja, das schon. Und dann, höchstwahrscheinlich, würde er seinen nächsten Versuch machen, übereilt, blind vor Leidenschaft, aber er, Wellmann, würde darauf gefasst sein. "Forewarned is forearmed." — oh ja, das stimmte schon. Und dann würde er ihn fassen, er würde vorsichtig genug bei der Verhaftung sein — vielleicht ihn von hinten niederschlagen, und dann gleich durchsuchen — oh, es würde schon gehen. Nachweislicher Mordanschlag auf ihn, mehr brauchte er nicht. Beim Verhör würden sie übrigens auch schon aus dem Invaliden rauskriegen, was sie wissen wollten. Wellmann schnitt eine Grimasse, als er an das Verhör dachte. Und dann ging er an die Arbeit.

(Schluss in der nächsten Nummer)

DER MENSCHENFEIND ALS LITERARISCHER TYPUS / VON BETTINA FRIES

Ein vergleichender Durchblick durch die verschiedenen dramatischen Literaturen lässt bei jedem Volk besondere feststehende Charaktertypen der Komödie erkennen. Sie sind je nach Rasse, Volk und Kulturstufe verschieden. Wer sich auf eine Streife durch weitere Literaturgebiete begibt, findet wohl auch hier Uebereinstimmungen, die zur Annahme von Filiationen berechtigen. Ein Versuch in diesem Sinne sei hier gewagt. In die orientalische Dichtung müssen wir hinaufsteigen, um die erste Bekanntschaft jenes querköpfigen Sonderlings zu machen, der auf sich allein gestellt, mit der Umwelt zerfallen, als Menschenfeind die Wallfahrt durch sämtliche Literaturen antritt.

Das erste Auftreten menschenfeindlicher Regungen findet sich im Brahmanentum. Die Brahmanen verliessen im höheren Alter ihre Familie und lebten unter anhaltenden Kasteiungen, der Gottheit ergeben, als Waldeinsiedler, um schliesslich als Bettelmönche umherzuwandeln, wie auch der Mönch, der das Asketenleben als Berufszweig auffasst, die Familie verlässt, um in der Einsamkeit durch Entbehrungen und Kasteien den Wert des Lebens geringer zu schätzen und so allmählich ganz darauf zu verzichten.

Als den Ersten, der den rechten Mittelweg zwischen Askese und Mönchstum gefunden hat, erkennen wir den Buddha.

Durch strenge Askese will er zur Erkenntnis und Erleuchtung gelangen. Er flieht von einem Walde in den andern: "dass, sie mich nur nicht sehen und dass ich sie nur nicht sehe!"

Die erste literarische Gestaltung des menschenfeindlichen Typus finden wir in der Bibel. Die einander ablösenden Freundschafts- und Hass-Empfindungen des Königs Saul dem jüngeren David gegenüber, sind durch den Neid und die Angst vor der Grösse des andern bedingt, sodass das scharfumrissene Charakterbild dieses Königs nicht ohne Grund an die Spitze dieser literarischen Entwicklung gestellt werden kann. In Griechenland beginnt der Werdegang dieser Gestalt, die wir zuerst aus den Trümmern der griechischen Literatur mutmassen, die uns dann aber in geklärterem Zeitalter als abgeschlossen entgegentritt. Zur Zeit des Peloponesischen Krieges lebte in Athen ein reicher, angesehener Bürger mit Namen Timon, der in seiner Menschenverachtung zum Prototyp des Menschenfeindes werden sollte. Es war dies die Zeit, da die Athener ihren Staat sich immer mehr zerrütten sahen und sich in der Verachtung für die Staatsleiter und deren frivoles und gewissenloses Treiben, dem öffentlichen Leben entzogen, wodurch sie unbewusst zu Menschenfeinden wurden. Aus dieser Stimmung heraus entwickelt sich auch die Literatur in dieser Richtung. Es war die Zeit, in der der Menschenhasser Timon lebte oder doch auf die Bühne gebracht ward. Der Ekel an der Politik spricht sich in der Komödie Hyperbolos von Platon aus. Eins der ersten Stücke in dem dieser Hass Ausdruck findet und in dem Timon genannt ist, sind "die Vögel" des Aristophanes.

Timon, ein wohlhabender, freigebiger Mann, von philosophischer Bildung, der in der Literatur aller Nationen als Menschenfeind wieder erscheinen sollte, war schon im Jahre 418 v. Chr. sprichwörtlich. In Phrynichos-Monothropos, Fragment 1: "Ich lebe das Leben des Timon". Hören wir was seine Zeitgenossen und spätere Griechen von ihm erzählen. Aristophanes sagt: "Timon war ein Verbannter, in unwegsamen Dornen barg er sein Gesicht, ein Sprössling der Erynnien. Dieser Timon zog fort aus Hass die Menschen verfluchend".

Strabo erzählt: "Antonius führte eine timonische Lebensweise, das tot er nach der Schlacht bei Actium. Da er fern von so vielen Freuden, das Leben von Timon führen wollte."

Plutarch gibt eine recht anschauliche Darstellung von Timon: "Timon war ein Athener, welcher der Zeit nach im Peloponnesischen Krieg lebte, der von dem Aristophanes und Plato in ihren Komödien verspottet wird, als gehässig und menschenfeindlich. Während er sonst jede Begegnung mit Menschen scheute, begrüsste er dagegen den Alcibiades, einen jungen, kecken Menschen auf das Lebhafteste. Als Apemantus sich aber wunderte und nach der Ursache fragte, sagte er, er liebe den Jüngling, da er wisse, dass er vielen Athenern zum Unheil gereichen würde. Den Apemantus allein, der ihm ähnlich war, und seine Lebensart nachahmte, lud er manchmal zu sich und einst auf einem Fest bewirteten sie sich, als aber Apemantus sagte: wie schön, Timon, ist unser Gastmahl, antwortete Timon: wenn du nicht dabei wärst. Er soll aber, als einst die Athener eine Volksversammlung abhielten, auf die Rednerbühne gestiegen sein und einfach geschwiegen und grosse Erwartung erregt haben, durch dieses paradoxe Verhalten. Dann soll er gesagt haben: "Ich habe eine Baustelle, ihr Athener, und ein Feigenbaum wächst darauf und viele Bürger sollen sich schon an ihm aufgehängt haben. Da ich den Platz nun bebauen möchte, so möchte ich hier noch einmal öffentlich fragen, ob sich jemand von euch noch vorher aufhängen will bevor ich den Baum fälle". Als er starb und in Haley am Meer begraben wurde, wurde der vorstehende Teil der Halbinsel weggerissen und die Welle floss herum und machte den Platz unnahbar für Menschen. Es war aber darauf geschrieben: "Hier liege ich, zerreissend meine düstere Seele. Meinen Namen sollt ihr nie erfahren. Möchtet ihr Elenden auch elend untergehen". Dies Epigramm soll er selbst bei Lebzeiten noch gedichtet haben.

Alle Anregung des Altertums erstickt das Mittelalter, erst in der Renaissance werden die Fäden der Antike wieder aufgenommen, aber die alten Formen werden von einem neuen Geist durchglüht und das Denken und Fühlen eines verjüngten Zeitalters schimmert aus den Umrissen überlieferter Formen hervor.

So schöpft auch Shakespeare aus der grossen Quelle. Auf Lucian und Plutarch fussend, lässt er seinen Timon schliesslich zu einem dämonischen Menschenfeind werden. Wir lassen den Dichter sprechen:

". . . Sein grosser Reichtum,
Umkleidend seinen adlig, gütigen Sinn,
Bezwingt und häuft für seine Lieb und Herrschaft
Ein jeglich Herz".

Das ist der Timon der ersten zwei Aufzüge. Geliebt, verehrt, vergöttert — ob seiner Freigebigkeit, die gesteigert bis zu furchtbarster Verschwendung ihm schliesslich alles nimmt. Da bittet er seine Freunde um Hilfe, und nun erkennt er die, die einstmals seine Freunde waren — es ist keiner da, der etwas für ihn übrig hätte. In seinem Hass lädt er seine früheren Gefährten noch einmal zu sich. Man kommt, statt des Essens aber finden sie Schüsseln mit warmem Wasser. Er verflucht sie in wildester Raserei und geht in den Wald, alles Menschliche aus tiefster Seele hassend. Noch einmal scheint ihm das Schicksal gnädig, er gräbt und findet anstatt Wurzeln einen Schatz. Auch dem Gelde flucht er und verschenkt es, damit es weiter Unheil stiften möge.

Er zieht sich in eine Höhle zurück und will nie wieder zu den Menschen zurückkehren. Apemantus hat in der Stadt von Timons Goldfund erzählt und schon sucht man ihn in seiner Höhle auf. Er verflucht und schmäht alle, sich nur den Tod wünschend. Als die Tore Athens sich dem Alcibiades öffnen, bringt ihm ein Soldat die Nachricht von dem Tode Timons und die Grabschrift, die Timon selbst geschrieben:

"Hier liegt der traurige Leib, dem
der traurige Geist entschwebt;
Forscht meinem Namen nicht;
Fluch allem was da lebt.
Hier lieg ich, Timon; da ich lebt',
hasst ich was Leben hegt;
Geh, fluch von Herzen, aber mach,
dass fort dein Fuss dich trägt".

So wurde der Name Timon zur Bezeichnung für einen allgemeinen Menschenfeind-Typus, und so kam es, dass ihm viele Züge angedichtet wurden und sich alsdann die Menschenfeind-Literatur in verschiedene Arten zu teilen beginnt.

So nahm die Menschenfeind-Bearbeitung ihren Lauf durch die Jahrhunderte. Aber nicht immer genügte die blosse Schilderung dieses Typus, sondern es mussten neue Gestalten hinzukommen, die sich dem Charakter der Zeit jeweils anpassten. Jedoch immer wirkte der Grundgedanke aufklärend, indem man zeigte, dass Tugend ohne praktischen Verstand eitel Stückwerk sei. Die philosophisch am höchsten stehende Bearbeitung ist Molière's "Misanthrope". So kam es, dass das Publikum bei der ersten Aufführung versagte. Die erste Darstellung blieb auch vorläufig die letzte. Aber Molière fand den Weg, um seinen Misanthropen der Oeffentlichkeit mundgerecht zu machen.

Molière's Misanthrope ist ein edler Menschenfeind, ein fester, makelloser Charakter, ein durch sein eigenes Verschulden unglücklich gewordener Mensch. Er wird von seinen Leidenschaften hin- und hergerissen und er trägt ebenso wie seine Mitmenschen die Schuld an seinem Unglück.

Bei Shakespeare findet sich dieser Typus in Brutus und Hamlet wieder. Goethe sagt, dass man Molières Misanthropen tragisch nennen möchte, wogegen Shakespeare's Timon nur ein "komisches Sujet" sei. Auch Goethe hat öfter dem "Menschenfeind-Gedanken" Ausdruck gegeben. Bei ihm begegnen wir allerdings nur Charakteren, die auf Grund von Erlebnissen und nicht auf Grund einer philosophischen Idee den Menschen abgeneigt sind. So befürchtet Leonore von Tasso:

"dass er nicht
Die Menschen länger meide, dass
sein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und
Hass verwandle!"

Worauf Alfons antwortet:

"Die Menschen fürchtet nur, wer
sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald
verkennen".

Ein weiteres Beispiel finden wir in Wielands Musarion. Phanias, der einst im Ueberfluss schwelgte, ist jetzt von seinen Freunden verlassen und lebt verarmt, nach Art der Zyniker gekleidet, in der Einsamkeit. Zwei Weise, ein Stoiker und ein Pythagoräer, suchen ihn in seiner Einöde auf. Aber es kommt auch Musarion, die er einst geliebt, um ihn wieder für sich und die Welt zu gewinnen. Während die Weisen den Phanias theoretisch von der allein beseligenden Weisheit und Philosophie überzeugen wollen, die jegliche Sinnlichkeit und Liebe verachtet, buhlen sie unverwandt mit Musarions Reizen, die sie zur Philosophie zurückführen will. Glücklich-ruhige Tage verbringt sie dann mit Phanias in dessen Hütte, die Zeit den Musen und der Philosophie weihend. Der Grundgedanke des Zynismus ist, wie Zeller sagt: "die Selbstgenügsamkeit der Tugend". Hier wird die Lehre der Zyniker, die sich systematisch entwickelt, ironisiert. Wieder ein Timon, den die Verarmung zur Menschenverachtung treibt. Nur der Ausgang ist ein glücklicher und zwar ein rein philosophischer. Keine Verzweiflung und kein Lebensüberdruss, sondern Liebe, Wissenschaft, Natur und Kunst lehren Phanias das Gegenwärtige für sich so glücklich wie möglich zu gestalten und so die Zufriedenheit wieder zu erlangen. Es ist nur auf dem Weg der Selbsterkenntnis eine Rückkehr zum glücklichen Lebenswandel möglich, die hier wie bei manchem unserer Menschenfeinde durch die Liebe bedingt wird. Hören wir Musarion selbst:

". . . Was ist so angenehm
Für den gekränkten Stolz als ein
System,
Das uns gewöhnt, für Puppenwerk
zu achten,
Was aufgehört, für uns ein Gut
zu sein?"

---

tigkeit es gestattet, wenigstens einen Teil des Samstags in diesen Wochenabschnitt mit einzubeziehen, sind besser gerüstet für die Anstrengungen der neuen Woche. Eine oder zwei längere Pausen im Alltagsgetriebe des Jahres in Gestalt von Urlaub oder Ferien bringen überreizte Nerven und überlastete Blutgefässe wieder in Ordnung.

Vom Arzt werden durch hastiges Leben erkrankte Menschen oft in klimatische Kurorte oder Badeorte zur Genesung gesandt. Die zweifellos günstige Wirkung solcher Kuren hängt aber höchstwahrscheinlich viel weniger mit dem Klima oder den Heilquellen zusammen als mit der ganz veränderten Lebensweise in den Kurorten. Die Erholungsuchenden haben an ganz andere Dinge zu denken, sie haben einen gesunden, hastlosen Tagesplan zu absolvieren, Aufenthalt im Freien, Bäder, Diät sind ihnen vorgeschrieben — und alles zusammen lenkt die Gedanken von dem Hasten des sonstigen Lebens ab und führt das Element der Ruhe in den Tageslauf ein. Die Erholung, die von solchen Badekuren ausgeht, hält oft monatelang an.

Die gleiche Wirkung liesse sich aber auch zu Hause und im Alltagsleben erzielen, wenn eine vernünftige und ruhige Lebensführung möglich wäre, mit genügend Zeit zu den Mahlzeiten, Ruhe und anderen Gedankengängen am Abend, nicht steten Unterbrechungen bei der Arbeit, und ausgedehnterer Erholung am Wochenende. Die meisten Menschen, die unter hastigem Leben leiden, sind klug genug, um einzusehen, was für sie notwendig ist, — aber nicht energisch genug, um das Erkannte durchzuführen. Und doch müssen sie es lernen, wenn sie sich vor dauerndem Schaden bewahren wollen.

In Byron's Mysterium "Cain", gibt dieser, durch Erkenntnis dazu gebracht, seinem Weltschmerz starken Ausdruck. — Wie Buddha durch die Erkenntnis, dass er nichts ist und beim Gedanken des Todes in die Einsamkeit fliehen will, um diesen teils zu suchen, teils sich an ihn zu gewöhnen, so bittet Cain den Lucifer beim Anblick des Hades, gleich dort bleiben zu dürfen, als er eingesehen, dass die Menschen Stäubchen und trotz ihres angeborenen Triebes zum Leben alle dem Tode verfallen sind.

Unter den Spezies von Menschenfeinden finden wir solche, die es mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen sind. Zu diesen gehört der Held in Kotzebue's "Menschenhass und Reue". Ein Unbekannter, den seine geliebte Frau verlassen, bringt seine Kinder zu einer Bäuerin und wandert unerkannt in der Einsamkeit umher. Er hasst die Menschen grundsätzlich, hegt das grösste Misstrauen gegen sie, flieht sie alle, erfreut sich aber der Natur und hilft den Armen, doch ohne Worte des Dankes entgegenzunehmen. Ein glücklicher Zufall führt ihm seine einstige Gattin in die Arme, die in bitterer Reue auf einem Schloss als Wirtschafterin zubringt, eine Helferin den Armen und Kranken. Durchdrungen von tiefstem Hass und Verachtung kann er dennoch sein Herz nicht verleugnen, als unerwartet auch seine Kinder vor ihm stehen, und aller Menschenhass ist von der allbezwingenden Liebe erstorben.

Von Schiller besitzen wir ein Fragment: "Der versöhnte Menschenfeind". "Der tut mir unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur, nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben". Ein unglücklicher Vater, dem, wie er sagt, "die Besten und Edelsten Wunden geschlagen haben", und dessen Tochter Rache für ihn an der Welt üben soll. Sie ist sehr schön und er verlangt von ihr, dass sie nie heirate.

Wir kommen zum "Verschwender" von Raimund. Hier finden wir Timons Gestalt fast ganz wieder. Es ist Flottwell, der durch Feenmacht unendlich begütert mit vollen Händen sein Gold unter Freunde, Bediente und Arme verteilt, um nach 20 Jahren, als er als Bettler auf sein Schloss zurückkehrt, seinen früheren treulosen Diener als den jetzigen Herrn vorzufinden. Bei einem treugebliebenen Diener treibt ihn die Schlechtigkeit von dessen Frau zur Verzweiflung. Die Fee sendet ihm nun reiche Gaben, so dass er ohne Sorgen leben kann. —

Auch Raimund zeigt uns in seinem: "Der Alpenkönig und der Menschenfeind" einen Mann, den erst die Welt zum Menschehasser macht. Rappelkopf, der misstrauisch ist und seine Aufrichtigkeit falsch belohnt glaubt, ist so grob wie Timon; er wirft seinen Untergebenen mit Hass und Verachtung gefüllte Geldbeutel vor, allerdings wie jener mit der Bitte, sich nicht mehr sehen zu lassen. Der Hass richtet sich weniger gegen Charaktereigenschaften als gegen das Menschsein überhaupt. Man hat aber bei ihm mehr den Eindruck der Selbstironie und gewollter Verärgerung, die ihn nach dem Austoben wieder ganz heiter sein lässt. Da er die Schlechtigkeit der Welt eingesehen hat, lässt er sich einsam in einer Köhlergrube nieder. Er ist entmenscht, kennt nur Hass, keine Vernunft, hält sich für gut, kennt sich aber, von Misstrauen und Störrigkeit zur Bosheit getrieben, selbst nicht, und so sagt Alpanor: "Du willst alle anderen hassen und bist selber hassenswert". Und Astralogus urteilt: "Erst wenn der Hass in den hellsten Flammen lodert, ist es möglich, den Wahn durch Ueberzeugung umzuschmieden".

Raimund, der sein Leben in geistiger Umnachtung beschloss, teilte sein Schicksal mit Hölderlin, der auch zu den "Weltschmerz"-Poeten gehört, ebenso wie Byron, Kleist, Heine und Lenau.

Es dürfte genügen wenn wir zur Charakteristik des "Childe Harold" Byron in seiner Vorrede selbst hören: ". . .er sollte zeigen, dass früheste Verliebtheit des Gemüts und der Moral Ekel an entschwundenen und das Fehlschlagen neuer Vergnügungen zur Folge habe, und dass sogar die Schönheiten der Natur und die Lust zu reisen für ein solches Gemüt verloren oder doch übel angewandt sind. Hätte ich das Gedicht weiter fortgeführt, so würde der Charakter gegen den Schluss hin immer verschlossener geworden sein, denn die Umrisse, die ich später mit ihm auszufüllen meinte, gaben, mit geringer Abweichung, die Skizze zu einem modernen Timon, oder einem poetischen Zelúco".

In dem Lustspiel des Oesterreichers Carl Meisl: "Der Esel des Timon" finden wir noch einmal den alten Athener. Jupiter, der sich von Merkur erzählen lässt, dass Timon die Menschen, weil sie ihn ins Elend gebracht und verfolgt haben, verlassen hat, will ihn zur Menschenliebe bekehren. Als Merkur meint, dass die Menschen an seinem Elend schuld wären, da sagt Jupiter:

"Er hat sein Herz geöffnet — ja Possen
Das hält ein g'scheiter Mensch beständig verschlossen
Er hat sich für seine Freunde — was man sagt, ausgezogen
Sie hingen jetzt noch an ihm — hätt' er sie betrogen — —"

Jupiter ist ärgerlich, dass Timon einen Esel den Menschen vorzieht und befiehlt Merkur ihn "mores" zu lehren. Merkur fliegt mit Plutus in die Wildnis. Ein Jäger kommt und erschiesst Timons Esel. Als Timon in Klagen versunken ist, kommt Eucharis, eine frühere Geliebte. Timon will nichts von ihr wissen, fordert sie in nicht sehr galanter Weise zum Gehen auf und sie verlässt ihn, um auf dem Fasching ihr Glück zu versuchen. Jetzt kommt Merkur, der Timon Gold bringt, doch dieser will nur seinen Esel wieder haben. In veränderter Gestalt soll er ihn wieder haben. Es erscheint Midas mit langen Ohren. Timon kehrt mit Midas nach Athen zurück und wird von allen stürmisch begrüsst, weil sie von seinem Reichtum gehört haben, aber Timon wirft sie aus dem Haus. Eucharis, die wiederkommt um Timons Frau zu werden, weist er abermals zurück. Er bittet Sokrates um einen Rat. Der sagt ihm, er müsse Prügel bekommen, dann würde er schon den Menschenhass vergessen. Als nun auch gar Midas Timon an Merkur gegen Geld ausliefern will, da will er sich erstechen. Merkur ruft ihm zu:

"Wer sich auf dieser Welt selbst will beglücken,
Muss sich in sie — sie wird sich in ihn nicht schicken".

Als nun die Wahrheit erscheint und ihm rät, von seinem Menschenhass zu lassen, da ruft er aus:

"Nie soll die Liebe wanken". —

Worauf der Chor antwortet:

"Liebet die Menschen — liebet die Götter
Hass macht nur mager — die Liebe macht fetter!" — —

In die Reihe der alt-österreichischen Lustspieldichter gehört auch der Brünner J. A. Gleich, dessen 1820 erschienene Komödie "Der Berggeist oder die drey Wünsche" folgenden Inhalt hat. Herr von Missmuth, ein reicher Gutsbesitzer, will seinem Dasein ein Ende machen. Das Leben habe nur dann einen Zweck, wenn man sehr reich sei, nur dann werde man geachtet. Und wenn man auch alles besitzt, was das Leben verschönt, dann kommt der Tod. Also es ist das Beste, seinem Kummer ein Ende zu machen. Als er im Begriff ist, in einen Bach zu springen, tritt ihm ein als Ritter verkleideter Berggeist entgegen, der ihn fragt, was er denn am Leben auszusetzen hätte. Missmuth erwidert ihm, er möchte, dass alle Weiber und Mädchen in ihn verliebt seien, dass er sehr reich und mächtig wäre und dass sein Leben 300 Jahre dauern möge. Der Berggeist gibt sich zu erkennen und gewährt ihm die drei Wünsche. Den ersten muss er schleunigst zurücknehmen, da er in Konflikt mit den verschiedenen Ehemännern gerät, doch durch die Erfüllung des zweiten Wunsches sieht er sich plötzlich als Herrscher Indiens in kostbaren Palästen. Doch er macht schlechten Gebrauch von seinem Herrschertum. Er begnadigt und lässt hinrichten je nach Laune und schaltet frei und unbekümmert um die bestehenden Gesetze. Doch das Volk erhebt sich gegen ihn und er muss auch auf den zweiten Wunsch verzichten. Nun tritt sein dritter Wunsch, 300 Jahre in Reichtum zu leben, in Kraft. Als reicher Gutsherr in der Nähe Venedigs soll er von dem Liebhaber seiner Erwählten umgebracht werden. Aber das Schwert zerbricht an ihm. Der Mörder verpflichtet sich, mit seiner Bande Missmuth jeder Zeit zu Diensten zu sein. Missmuth verliebt sich nun in eine Dame, die sich auf der Reise nach Venedig befindet, um dort einen Herzog zu heiraten. Als sie ihn zurückweist, eilt er ihr nach und beauftragt seine Bande, die Dame zu entführen. Der Berggeist will ihn nun ganz von seiner Unzufriedenheit heilen und legt ihm die schwerste Prüfung auf. Er benachrichtigt den Herzog, der die Banditen gefangen nehmen lässt, und Missmuth wird für Lebenszeit im Gefängnis an eine Säule gekettet. Der Berggeist befreit den verzweifelten Missmuth, indem er ihn belehrt, wie töricht es ist gegen die Bestimmung des Schicksals zu murren und sich nicht mit den Gaben des Schicksals zu begnügen.

Auch in dem Gustav von Moserschen Schwank "Der Hypochonder" haben wir es wieder mit einem Griesgram zu tun, der nach allerlei Unbill schliesslich durch Aerger und Aufregung kuriert wird. Menschenhass ist mit zunehmendem allgemeinem Pessimismus immer stärker geworden und gipfelt in Ibsens Ruf: "Der stärkste Mann in der Welt ist derjenige, der allein steht". Der selbstlose Wahrheitsfanatiker Stockmann muss sich von der öffentlichen Meinung als "Volksfeind" brandmarken lassen und erwidert mit tiefem Menschenhass.

Der Prozess des Alterns

VON ADOLF KOELSCH

Es gibt an menschlichen, tierischen und pflanzlichen Lebewesen eine Unmenge von Vorgängen im Körpergebäude und im Verhalten, die man mit dem Aelterwerden in Zusammenhang bringt und gemeinsam als Altererscheinungen bezeichnet. Man will damit sagen, dass die Dauer der Existenz eines Geschöpfes nicht gleichgültig sei für den Zustand, in dem man es antrifft, und für die Qualität der Leistungen, mit denen es in jedem Augenblick seiner Existenz sich einfügt ins Ganze der Welt. Die Zeit, verwirklicht in der persönlichen Lebenszeit, wird damit zu einem elementaren Bestandteil der am Organismus schaffenden Kräfte erhoben.

Es ist ein beliebtes Verfahren, die persönliche Lebenszeit durch drei radikale Schnitte in die Aufbau- oder Jugendzeit, die Blütezeit, die Reifezeit und die Zeit des Niedergangs zu zerlegen und für jede dieser Perioden gewisse Schlüsselmerkmale aufzustellen, an denen man sie erkennt. Vergeblich ist jedoch das Bemühen, solche Schlüssel in eine Form zu bringen, die für alle Lebewesen Gültigkeit hat. Weder für die Angehörigen des Pflanzenreichs unter sich noch für jene des Tierreichs unter sich gibt es gemeinsame Merkmalgruppen, an denen das junge Geschöpf auf eindeutige Weise von bereits reifer oder schon alternden zu unterscheiden ist. Jede Gattung (oft sogar jede Art) folgt vielmehr ihrem eigenen Gesetz, und nur, wer dessen Rhythmus und typische Aeusserungsweisen durch dessen Beobachtung und Versuch mit hinreichender Genauigkeit festgestellt hat, wird sich bei der Beurteilung des wirklichen Alters eines Nordeuropäers, Südeuropäers, Negers, Chinesen, Pferdes, Hundes, Schmetterlings, Apfelbaums und Nelkenstocks oder eines Blutkörperchens, Knochens, Bakteriums usw. nicht täuschen.

Damit ist bereits gesagt, dass das Studium jener Erscheinungen, in denen die persönliche Lebenszeit fortlaufend ihren Ausdruck findet, eine sehr anstrengende Wissenschaft ist. Sie ist es um so mehr, als jede Periode des Lebens in stetigem Fluss sich aus ihren Vorformen entwickelt, wobei die Uebergänge in manchen Fällen sich auf die Zeit von Minuten oder Stunden zusammendrängen, während bei ebenso zahlreichen andern Arten Jahre und Jahrzehnte verstreichen, bis die Jugend sich zur Blüte und Reife gewandelt hat oder diese in spürbarer Form vom Zustand des Alterns abgelöst wird. Wer will z. B. bei einem Insekt, das am Morgen die Puppenhülle in fertigem Zustand verlässt, einige Minuten oder Stunden später sich paart und am Abend schon tot ist, die Grenze ziehen zwischen dem physiologischen Zustand der Blüte und Reife, der durch den endlich erlangten Besitz der Fortpflanzungsfähigkeit gekennzeichnet ist, und jenem rapid einsetzenden Lebenzerfall, der ihm folgt und nach kürzester Frist in den Tod führt? Was für einen Gegensatz dazu liefert die Linde oder ein anderer langlebiger Baum, den wir im Lauf von Jahrzehnten, ja sogar Jahrhunderten nur ganz langsam seinen Habitus in den des Alters umbauen sehen, indem das Längenwachstum zugunsten der Seitentriebe ganz eingestellt wird und weitere Aenderungen der Rindenfärbung, Verzweigungsweise und Blattmodellierung erfolgen. In beiden Fällen ist die Umschichtung da, aber das Incinandergreifen des geheimen Räderwerks der Lebensuhr sehen wir nicht und ebensowenig können wir die Hand auf jene Stellen legen, von denen die entscheidenden Impulse des Wandels ausgehen. Wir gewahren nur, dass selbst noch innerhalb einer Art das Altern nicht bei allen Individuen im nämlichen Lebenszeitpunkt einzusetzen braucht, und wir bemerken weiterhin, das auch arttypische Phänomene, durch die der Wandel gekennzeichnet ist, keineswegs bei allen Personen in der gleichen Reihenfolge erscheinen. Anderseits hinwiederum können innerhalb erbkonstanter Blutlinien einer Art sowohl der Zeitpunkt des Wandels, als dessen Verlauf so streng vorausbestimmt sein, dass z. B. Zwillingsgeschwister (nicht nur beim Menschen) sich wie reine Abzugsbildchen verhalten. Dieses Neben- und Durcheinander von Determination und Unberechenbarkeit ist ein weiteres grosses Hindernis für die Gewinnung von verlässlichen Regeln für Voraussagen über die wahrscheinliche Wirkungsweise des Zeitfaktors im Dasein eines beliebigen Wesens.

Trotzdem bilden viele Menschen sich ein, ihren Artgenossen gute Ratschläge für ein langes Jungbleiben und ein seliges Altwerden erteilen zu können. Es ist genau wie beim Rheuma, bei dem bekanntlich Mandel- und Zahnausziehen, Beseitigung aller Schleimhautkatarrhe, Durchleuchtung sämtlicher Körperhöhlen, Umstimmungsdiät, Atemübungen, Blutegel, Brechkuren, Schwitzkuren, Heilbäder, Luftbäder, Sonnenbäder, Einreibungen, Massage, Oel-, Quark-, Lehm- und Honigwickel, Schlammpackungen, Hochfrequenzströme, Diathermie, Kurzwellen, Bienengiftinjektionen, Hormon- und Vitaminpräparate teils als unfehlbare, teils als optimistisch zu beurteilende Massnahmen gegen das Muskelreissen empfohlen werden — und zum Schluss darf natürlich auch ein wenig seelischer Zuspruch oder eine halbe Portion Psychoanalyse als Weihe des Ganzen nicht fehlen.

Selbstverständlich steckt hinter jeder dieser Verordnungen gegen das Rheuma eine Theorie, die auf irgendwelchen Erfahrungsdeutungen aufgebaut ist, und ebenso verhält es sich mit den guten Ratschlägen, die wir zur Verzögerung des Alterns, ja von manchen Autoren sogar zur Gewährleistung ewiger Jugend empfangen. Wir haben aus älterer Zeit die Selbstvergiftungs- und die Abnützungstheorie, wir haben aus neuerer und neuester Zeit die Sexualhormontheorie und die Lehre vom Verlust der Jenen, mit denen diese Ratschläge gerechtfertigt werden. Besonders beliebt ist die Abnutzungstheorie, in der auch die zahllosen kleinen Organsschädigungen ihre Unterkunft finden, denen der zivilisierte Mensch infolge sogenannter natur- oder ordnungswidriger Lebensführung von Jugend an ausgesetzt ist; auch die Sexualhormontheorie hat viele Freunde. Keine einzige der mancherlei Vorschriften, die im Namen dieser Theorien bisher erlassen und von vielen auch befolgt worden sind, hat jedoch verhindern können, dass bei jedem einigermassen in die Jahre gekommenen Menschen, ob er nun ein besonders regelmässiges und besonders ordnungsfrommes Leben geführt hat oder nicht, das Unterhautbindegewebe, die Knochen, die Muskulatur und die inneren Organe zu schwinden beginnen, und dass, nach Organen gestuft, auch die Reizbarkeit der Zellen, ihre Reaktionsfähigkeit und vor allem ihre Regenerationskraft zusehends abnimmt. Die baulichen und physiologischen Veränderungen, unter deren diese Vorgänge vonstatten gehen, sind zu einem grossen Teil, wenigstens soweit sie in makroskopischen Dimensionen verlaufen, recht gut bekannt, aber ihr Ursprung ist unfassbar. Sie sind auch nicht aufzuhalten, und selbst wenn es gelingt, durch ein organspezifisches Schockmittel ihren Ablauf da und dort vorübergehend zu verzögern, ist es noch sehr fraglich, ob auch das Altern in seiner Gesamtheit davon profitiert.

Unter diesen Umständen hat es aber überhaupt keinen Sinn, nach den Ursachen des Altern zu forschen: mit dem Hintergedanken, dass man, wenn sie gefunden wären, diese Ursachen aufheben und damit auch das Altern beliebig hinausschieben oder gar aufheben könnte. Denn diese Ursachen sind mit dem Leben selbst schon gegeben: genau wie mit dem Wasser seine drei Aggregatzustände und mit dem Kristall seine Form.

HOCHSPANNUNG

VON FRANZ GUENTER

Es war eine grosse, massive Tür, und nur der Pförtner konnte sie öffnen. Die Pförtnerloge lag neben dem Eingangsflur, zwei Schalterfenster, eins vor und eins hinter der Tür, führten auf den Flur. Der Mann trat an den ersten Schalter heran und sagte: "Heil Hitler!". Dabei legte er einen offenen Brief auf das Schalterbrett. Der Pförtner las den Brief durch, nickte und sagte: "Im ersten Stock, gleich rechts". Die Tür öffnete sich, der Mann trat ein und die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Der Mann ging einen düsteren Korridor entlang und eine schmale steile Treppe hinauf.

Oben fand er eine Milchglastür, auf der "Kommissar" stand. Er klopfte und trat ein. Eine blonde Sekretärin sah von ihrer Schreibmaschine auf und fragte: "Nun?" Der Mann zeigte wieder seinen Brief vor, und die Sekretärin sagte: "Ach so. Bitte warten Sie einen Augenblick!" Der Mann blieb stehen und sah auf die dicke, ledergepolsterte Doppeltür in der gegenüberliegenden Zimmerwand. Die Schreibmaschine klapperte. Die Doppeltür wurde mit einem Ruck geöffnet, ein junger Mann in schwarzer Uniform und mit einem sehr roten Gesicht kam mit unziemlicher Hast ins Büro. Die Sekretärin blickte ihn spöttisch an, er wurde noch eine Farbstufe röter und verschwand durch die Glastür.

"Gehen Sie nur hinein!" sagte die Sekretärin. Der Kommissar sah von seinem Schreibtisch auf, als der Mann eintrat, und er las den Brief schnell durch.

"Bitte nehmen Sie Platz, Herr Wellmann! Sie waren also früher einmal Elektriker, wie? Haben Sie eine Ahnung, um was es sich handelt?" Wellmann schüttelte den Kopf. "Ich weiss nur, dass ich Ihnen bis auf weiteres unterstellt bin".

Der Kommissar nahm ein Blatt Papier aus einer Schublade und reichte es ihm. Es war ein hektographiertes Flugblatt.

"Glaubt nicht, dass ihr eures Lebens sicher seid, wenn ihr euch von der Politik fernhaltet", las Wellmann. "Die Fliegerbomben machen keinen Unterschied. Und die Gestapo macht auch keinen mehr. Die letzten Hinrichtungen waren reine Terrormassnahmen. Eine alte Frau, die beide Söhne an der Ostfront verloren hatte, ein 62 Jahre alter Bäkkermeister, eine katholische Krankenschwester, der Henker schlug ihnen das Haupt ab, nein, nicht wegen defaitistischer Aeusserungen, nicht wegen Betriebssabotage. Sie hatten nichts begangen. Nein, sie mussten sterben, damit ihr euch fürchten sollt, damit ihr nicht wagen sollt, euch gegen das Regime aufzulehnen! Sie werden wahllos aus der Masse herausgegriffen. Gestern waren sie es, morgen könnt ihr es sein! Dagegen gibt es nur eins! Wenn euer Leben schon verscherzt ist, setzt es ein, um es euch wiederzugewinnen. Konspiriert in der Tat, schliesst euch zusammen, beginnt organisatorisch am Sturz dieses Regimes, an der Beendigung des Krieges mitzuarbeiten! Dann habt ihr wenigstens Aussichten, einmal wieder sicher in euren Betten zu schlafen, ohne befürchten zu müssen, dass zwischen fünf und sechs Uhr morgens die Gestapo an eure Türe klopft, oder dass ihr im Luftschutzkeller verschüttet werdet!"

Es folgten Angaben, wie man mit Bekannten den Kontakt aufnehmen sollte. "Gefährlich", meinte Wellmann. "Ja," sagte der Kommissar. "Wir nahmen das da einem Kurier ab, auf der Rheinbrücke. Er hatte eine Handgranate in den Kleidern versteckt und muss sie mit einer Schnur durch den Aermel abgezogen haben. Er war gleich tot, und zwei von den Schupos, die die Verhaftung vornahmen, starben kurz darauf. Ein weiterer Schupo und Assistent Kaiser von der hiesigen Stelle wurden schwer verletzt. Sie wissen jetzt also, dass Sie sich versehen müssen. Wir haben Anloss, anzunehmen, dass diese Flugzettel in Hergenrath, etwa 20 Kilometer rechtsrheinisch, gedruckt werden. Im Dorf selbst haben wir nichts finden können, und wir glauben jetzt, dass der Druck in der Transformationsstation Hergenrath, etwa 3 Kilometer vom Dorf entfernt, ausgeführt wird. Wir haben die Transformatorenstation beobachtet, konnten aber nichts herausbekommen. Diese Station wird zur Zeit bloss von einem Elektromechaniker, einem Invaliden von der Ostfront, bedient. Wir haben es also für Sie arrangiert, als zweiter Mann dorthin versetzt zu werden. Die Station wird normaler Weise immer von zwei Mann bedient. Glauben Sie, dass Ihre alten Berufskenntnisse ausreichen werden?"

"Oh ja", sagte Wellmann, "das schon. Aber ich müsste an sich eigentlich Soldat sein. Wird das nicht Anlass zu Verdacht geben?"

"Daran haben wir schon gedacht", beruhigte ihn der Kommissar. "Sie haben eben gute Beziehungen und sind auf einen ruhigen Druckposten gekommen, wo Sie den Nachschubämtern aus den Augen sind. Und so weiter. Was Sie sonst noch wissen müssen . . ." Er erklärte, und Wellmann hörte zu und stellte ab und zu Fragen.

*

Die Schneise war schmal und mit hohem Gras überwachsen. Zerrissene, schwarze Baumwipfel beugten sich über sie. Jetzt, in der Nacht, schien der Wald irgendwie lebendig und für einen Augenblick hatte Wellmann das Gefühl, dass die Dunkelheit rings um ihn her ihm nicht freundlich gegenüberstand. 'Was für einen Unsinn!' dachte er. Hier und da fielen durch die Lükken im Laub fahle Lichtflecke auf das Gras der Schneise, und Wellmann sah Stücke des schwarzen Nachthimmels, über den die Wolken, silbern schimmernd im Mondlicht, dahinglitten. Er stolperte über eine Baumwurzel und fluchte. Er war durch einen Tagangriff "Fliegender Festungen" in der Stadt festgehalten worden, und jetzt musste er sich hier im Dunkel mühsam seinen Weg suchen.

Wie lange war er eigentlich schon unterwegs? Ob er sich verlaufen hatte? Um ihn her war nur Dunkelheit und Schweigen, nein, kein Schweigen, es murmelte und rauschte, und unwillkürlich schauderte er zusammen. Unter all den nächtlichen Lauten von Wald und Wind lag noch ein anderer Ton, ein beständiges leises Summen, wie von einem gigantischen Binenschwarm, tief unter der Erde. Es war ein seltsamer, unheimlicher Ton, fand er. Und dann lachte er laut auf, und wunderte sich selbst darüber, gelacht zu haben. Wurde er hysterisch? Oh, er war schon auf dem richtigen Weg: der Ton war das ferne Summen der Transformatoren. Er ging weiter und kam an ein Drahtgitter. Er knipste die Taschenlampe an und suchte nach dem Tor. Er beleuchtete ein Blechschild, auf dem ihn ein schwarzer Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen angrinste, und auf dem die Worte "Achtung! Hochspannung!" standen.

Jetzt sah er auch die Masten der grossen, 300 Kilovolt-Ueberlandleitung. Sie verloren sich über ihm im Dunkel.

Das Tor war offen, und er ging auf die schattenhaften Umrisse des Stationsgebäudes zu. Jemand hatte ihn kommen hören. Im Haus flammte ein Licht auf, und eine Tür öffnete sich. Gegen einen hellen Hintergrund sah Wellmann eine dunkle, hagere Figur im Türrahmen stehen.

"Sie kommen aber spät", sagte eine heisere Stimme. Wellmann begann, sich zu entschuldigen. "Kommen Sie schon 'rein!" unterbrach ihn der Invalide. Die Tür schloss sich, und Wellmann sah den Anderen genauer. Ein graues, eingefallenes Gesicht, ein verkniffener Mund, ohne alle Lippen, und tiefliegende Augen, eine lange, hagere Gestalt, gebeugt, mit runden Schultern — der Mann ging an einem Stock und hinkte. Aber man vermutete eher ein lahmes Bein als eine Prothese vom Knie ab.

Der Invalide hinkte vor Wellmann eine Treppe hinauf und schloss umständlich eine Mansardenkammer auf. Ein Bett mit rotweiss kariertem Bezug stand darin, und es roch muffig — Armeleutegeruch. "Ihr Zimmer". Die Tür schloss sich hinter dem Invaliden, und Wellmann blinzelte die nackte Birne an der Decke an. 'Hat mir nicht 'mal Kaffee angeboten, vielleicht hat er Angst um seinen Posten' dachte er. Er war zu müde, weiterzudenken, öffnete das Fenster, zog sich aus und legte sich schlafen. Noch im Einschlafen hörte er das Summen der Transformatoren.

Er schlief am anderen Morgen lange, niemand weckte ihn. Wellmann zog sich die Hose an und ging auf die Suche nach einer Waschgelegenheit. Die Schüssel im Zimmer war leer. Die Küche lag im Erdgeschoss, der Invalide war nirgends zu sehen.

Wellmann wusch sich und zog sich an. 'Scheint mich nicht zu lieben, ob er Verdacht hat?' überlegte sich Wellmann. Der Küchenschrank war abgeschlossen, und Wellmann vermisste sein Frühstück. Wo, zum Teufel, war der Invalide? "Miau!" machte es hinter ihm, als er die Küche verliess. Wellmann sah sich um, konnte aber keine Katze entdecken.

Plötzlich begann hinten, wo anscheinend der Transformatorenschuppen an das Haus anschloss, eine Stimme zu sprechen. Wellmann verstand die Worte nicht. Im Transformatorenraum fand er den Invaliden, er sass auf einem alten Küchenstuhl und beobachtete die Instrumente auf dem Armaturenbrett. Auf einem alten Quecksilbergleichrichter stand ein Radioapparat und verkündete Kochrezepte.

"N'Morgen", sagte Wellmann. Der Invalide nickte. "Und krieg' ich eigentlich keinen Kaffee?" fragte Wellmann ärgerlich. "Bin weder Ihr Dienstmädchen noch Ihre Frau", erwiderte der Invalide und beobachtete weiter die Instrumente auf dem Armaturenbrett.

Wellmann schluckte. Verdammt noch mal, der Mann war ganz offen feindselig. Welche Linie sollte er einschlagen? "Sie müssen sich mit dem Mann anfreunden", hatte der Kommissar gesagt. Wie sich die hohen Herrn das immer vorstellen! 'Kam, sah, siegte'. Quatsch! Aber er durfte nicht zu untertänig sein. Wenn der Invalide Verdacht hatte, war das so gut wie die Bestätigung Besser etwas grob und beleidigt.

"Hören Sie mal!" fing er an, "Auf dem Werk hat man mir gesagt, mit Ihnen wär' auszukommen,

STROMAB!

Von Ludwig Fulda

*Stromab! Stromab! Ich steh' am Rand
Des Ufers mit verhaltnem Weinen,
Und eine liebe, liebe Hand
Ruht abschiednehmend in der meinen.*

*Stromab! Stromab! Nun ist's gescheh'n
Die Welle rauscht, die Segel wallen.
Ein weisses Tüchlein seh' ich weh'n,
Hör' einer Stimme Ruf verhallen.*

*Stromab! Stromab! Zwei Furchen nur
Verraten, wo das Schiff gezogen;
Schon überspülen ihre Spur
Die fremden, teilnahmslosen Wogen.*

*O letzter Blick! O letztes Wort!
die heisse Träne rinnt hernieder;
So ziehet Glück und Jugend fort
Stromab, stromab und kehrt nicht wieder.*